

REISSWOLF

Das fantastische Rezensionsmagazin



63

Besprechungen zu Büchern von Gregor Jungheim, Dorothe Zürcher, Bernd Schuh, Karl-Ulrich Burgdorf & Rainer Schorm, Marjorie Bowen, Rainer Erler, Gabriele Behrend, rezensiert von Thomas Harbach, Marianne Labisch und Monika Niehaus, dazu ein Interview von Sarah Lutter mit dem Herausgeber Gregor Jungheim.

Impressum

REISSWOLF

Das fantastische Rezensionsmagazin
Ausgabe 63 – April 2026

Der REISSWOLF der p.machinery basiert auf einer Idee und Realisation von Ünver Hornung und Hans Tilp in den 1980er-Jahren.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2026 p.machinery Michael Haitel

Titelbild: Elvina1332 (Pixabay)
Layout & Umschlaggestaltung:
global:epropaganda
Lektorat & Korrektorat: Michael Haitel
Herstellung: Schalungsdienst Lange oHG,
Berlin

Verlag: p.machinery Michael Haitel
Norderweg 31, 25887 Winnert
michael@haitel.de
www.pmachinery.de
www.reisswolf-magazin.de

ISSN: 2942-1837
ISBN: 978 3 95765 512 7

Zur Sache

Es ist wieder so weit – ein neuer »REISSWOLF« steht an. Dass die Pausen zwischen den »REISSWOLF«-Ausgaben immer ein wenig umfangreicher sind und dafür dann meist mehrere Ausgaben kurz nacheinander erscheinen, hat einen einfachen Grund.

Wenn eine oder mehrere Ausgaben – wie zuletzt die Nummern 60, 61 und 62 – erschienen sind, dauert es ein Weilchen, bis wieder so viele Rezensionen zusammen gekommen sind, dass sich eine neue Ausgabe lohnt. Dabei zeigt sich dann meist auch, dass das vorhandene Material für mehr als eine Ausgabe reicht, da diese nicht mehr als 44 oder 48 Seiten umfassen sollen (anderenfalls die Rückstichheftung nicht mehr machbar ist; und »REISSWOLF«-Ausgaben mit ausgeprägtem Buchrücken möchte ich vermeiden, um den Fanzine-Charakter zu erhalten).

Und so wird auch die Nummer 63 der Anfang eines kleinen Blocks von Ausgaben sein – wobei ich heute noch nicht sagen kann, wie viele es werden. Aber das wird sich kurzfristig zeigen.

In diesem Sinne wünsche ich für den Augenblick einmal mehr Lesevergnügen.

Michael Haitel
Winnert
28. April 2026

Kommentar

zum »REISSWOLF« 62

Im »REISSWOLF« 62 erschien unter anderem eine Rezension zu »Tales of Science II«, herausgegeben von Marianne Labisch und Kiran Ramakrishnan (Seite 24 ff.). Die Autorin Christine Ruffert hat gebeten, den folgenden Kommentar zu Thomas Harbachs Ausführungen (»REISSWOLF« 62, Seite 28 f.) veröffentlichen zu dürfen, ein Wunsch, dem ich gerne Folge leiste.

Die Zukunftsgeschichte »S3E3 macht sich auf den Weg« der Autorin Christine Ruffert ist keineswegs zweigeteilt. Sie wurde vollständig von der Wissenschaftlerin selbst erdacht und niedergeschrieben. Die Grundidee bestand darin, eine Welt zu beschreiben, in der Menschen von einer oder mehreren künstlichen Intelligenzen manipuliert werden, ohne sich dessen gewahr zu sein. Die Nachmittagsrunde der »Drivels« ist weder ein zweiter Teil der Zukunftsgeschichte, noch ist sie von jemand oder etwas anderem als der angegebenen Autorin verfasst. Interessant ist es nun zu erfahren, ob mit dieser Kenntnis der angesprochene, aber nicht vorhandene Unterschied zwischen dem sogenannten ersten und zweiten Teil noch wahrnehmbar ist, da er doch von ein und derselben Autorin verfasst wurde.

Aus reinem Interesse sollte die von der Autorin erdachte Zukunftsgeschichte einer von einem Large Language Model (LLM) wie ChatGPT künstlich generierten Geschichte gegenübergestellt werden. Diese wesentlich kürzer geratene Geschichte ist

mit einem entsprechenden Eingangshinweis für den Leser sowie die Leserin deutlich versehen und der eigentlichen Zukunftsgeschichte aus Vergleichsgründen angefügt worden. Sie erzählt zu derselben Thematik eine gänzlich unterschiedliche Geschichte mit der leicht provokanten Frage nach dem besseren Gefallen. – Ein zutreffendes Erfassen des Rezensenten zeigt sich hier: »[...] der objektive Leser beginnt sich die Frage zu stellen, ob manches Dafür nicht doch ein Dagegen ist«. Diese Absicht der Autorin wurde völlig richtig im Gegensatz zu der falsch vermuteten Zweiteilung erkannt.

Sarah Lutter im

Interview mit Gregor Jungheim

Wie bist du zu der Anthologie gekommen und was reizt dich am »Magischen Realismus«?

Ich hatte 2020 und 2021 während der Corona-Pandemie wie viele Menschen reichlich Zeit zum Lesen. Dabei ist mir aufgefallen, dass unter den Neuerscheinungen seit Mitte der 2010er-Jahre immer wieder Bücher auftauchten, die anspruchsvolle Themen bearbeiteten und dabei nur minimale fantastische Elemente verwendeten. Ich glaubte daher, eine zweite Welle des Magischen Realismus entdeckt zu haben. Diese Überlegung präsentierte ich zunächst bei einem digitalen Treffen der Science-Fiction-Gruppe Hannover, wo sie mit großem Interesse aufgenommen wurde. Allerdings waren alle

vorgestellten Werke mehr oder weniger dicke Bücher. In der kurzen Form schien diese zweite Welle des Magischen Realismus nicht zu existieren. Unter dem Eindruck meiner Leseerfahrungen entwickelte ich daher eine Art *Construction Kit*, das es möglich machen sollte, auch Kurzgeschichten in diesem Sub-Genre zu verfassen. Dieses stellte ich zunächst bei einer Silvesterfreizeit im Odenwald vor und verfasste darauf aufbauend selbst die Kurzgeschichte »Rüdiger und der Rote Panda« (erschieden in: C. de Winter und C. Keßler *Beweisstück A – neue Indizien*, BoD). Gemeinsam mit der lateinamerikaaffinen Autorin Sabrina Železný richtete ich dann auf dem Metropolcon im Mai 2023 noch einmal einen Workshop dazu aus, den auch das Autorenehepaar Arno und Gabriele Behrend mit Spannung verfolgte. Am nächsten Morgen trat Gabi mit der Idee einer Anthologie-Ausschreibung an mich heran, um den Bestand der deutschsprachigen magisch-realistischen Kurzgeschichten deutlich zu erhöhen. Auch wenn Gabi gesundheitsbedingt aus dem Projekt aussteigen musste, ist dieser Plan letztlich aufgegangen.

Im Vorwort schreibst du, dass der »Magische Realismus« in Lateinamerika Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts seinen Ursprung fand. Welche Komponenten müssen heutige Texte für dich haben, um den ursprünglichen Geschichten gerecht zu werden?

Die alten Meister wie Alejo Carpentier, Gabriel García Márquez, Miguel Ángel Asturias oder Isabel Allende haben in ihre Werke die Mythen ihres Landes, die Erfahrungen mit Imperialismus und selbst er-

lebte Verfolgung einfließen lassen. Einen solchen Hintergrund hatte von allen teilnehmenden Autorinnen und Autoren nur Juan Tramontina, der mit seiner auf Kuba angesiedelten Geschichte »Die alte Ceiba« tatsächlich eine Brücke zu den Alten Meistern geschlagen hat.

Dagegen kommen mitteleuropäisch sozialisierte Literaturschaffende aus einer ganz anderen Erfahrungswelt und können nicht eins-zu-eins an diese Tradition anknüpfen. Entsprechend waren die Klassiker des Magischen Realismus wie *Hundert Jahre Einsamkeit* oder *Das Geisterhaus* auch nie meine Messlatte für die Auswahl der Geschichten.

Eine Gemeinsamkeit mit den Lateinamerikanern gab es allerdings schon: den Mut. Ich suchte Erzählungen, die es ebenfalls wagten, die heißen Eisen ihrer Zeit anzupacken und gesellschaftliche Konventionen auch einmal infrage zu stellen. Deshalb sind alle Texte, die in Richtung Romantasy gingen oder sich nur um die Bestätigung gesellschaftlicher Konventionen bemüht haben, sehr bald rausgeflogen, weil mir genau dieses Element gefehlt hat.

Welche heißen Eisen enthalten denn die Geschichten, die es letztlich in die Anthologie geschafft haben?

Es gibt tatsächlich eine Fülle von Themen, mit denen sich die Autorinnen und Autoren beschäftigen. Kai Focke und Nikolaus Schwarz haben uns einiges zum Thema Kindererziehung zu sagen, in Michael Schwendingers »Lehm unter den Nägeln« geht es um Mobbing, Lia Violisti präsentiert mit »Lotte und ich« einen ungewöhnlichen Blick auf Migration und

Staatsangehörigkeit, Carolin Lüders und Tom J. Forrester hat es die Kapitalismuskritik angetan, Michael Johannes B. Lange bietet uns mit »Leben mit Harrods« eine pazifistische Geschichte an, bei Iris Rönau geht es in »Bin ich von allen bösen Spindeln gestochen?« um soziale Phobien, beim »Hässlichen Kurt« von Beatrice Sonntag um Panikattacken, Ella Dombrowski setzt sich in »Die Opferung der Iphigenie« mit der Macht von Influencern auseinander, Emmy Herzig in »Paperbirds« mit der Verantwortung für Unglücksfälle, und Lukas Beckmann behandelt in »Der Sammler« das Thema Demenz. Überrascht hat mich auch »Königin für ein Jahr«, eine feministische Geschichte, bei der ich feststellte, dass sie von einem Mann verfasst war – dem schweizerischen Pfarrer Emanuel Memminger. Wer immer noch glaubt, dass Fantastik Trivialliteratur ist, kennt diese Anthologie nicht.

Welche drei Zutaten braucht in deinen Augen eine Geschichte, um als »Magischen Realismus« zu gelten?

Persönlich hatte ich mir folgendes Rezept überlegt: Eine Erzählung, die ein drängendes gesellschaftliches Problem behandelt, dabei keinen Schrecken ausspart und sparsam mit fantastischen Elementen angereichert wird, um ein Thema mit großer Leichtigkeit zu bearbeiten, das sonst schwer im Magen liegen würde. Die Teilnehmenden der Anthologie haben mir dann aber gezeigt, dass es auch ganz andere Möglichkeiten gibt, um magisch-realistische Geschichten zu erzählen. Einige versuchten sich an winzigen, wie mit dem Rasiermesser gezogenen Rissen in der Realität, andere an surrealen Szena-

rien, wieder andere an Welten, die nur eine leicht überzeichnete Version unserer eigenen Wirklichkeit darstellen.

Du schreibst ebenfalls im Vorwort, dass es einen zweiten Band geben wird. Wie unterscheiden sich die Texte in Band 1 und 2 voneinander?

Der erste Band enthält Magischen Realismus im engeren Sinn, also Geschichten, welche gesellschaftspolitische Themen bearbeiten und/oder die erzählerischen Möglichkeiten dieses Sub-Genres ausschöpfen. Im zweiten Band finden sich dann etliche Texte, die mir eine düstere Variante des Magischen Realismus angeboten haben und in Richtung Schauergeschichte gingen. Auch waren überlappende Realitäten ein Thema, das es vielen Teilnehmenden angetan hat. Schließlich kann ich im zweiten Teil einigen Geschichten ein Forum bieten, die zwar Themenverfehlungen, aber in der Sache hervorragende Texte waren. Insgesamt wird ein Erzählungsband herauskommen, der insbesondere Fans der *Twilight Zone* gefallen dürfte.

Welche Bücher hast du zur Einstimmung in den »Magischen Realismus« gelesen?

Gerade weil die zweite Welle des Magischen Realismus noch ein Geheimtipp ist und kein Massentrend, an dem jeder verdienen will, sind die meisten Veröffentlichungen in diesem Bereich von erlesener Qualität. Es wäre daher sehr unfair, eine Handvoll Bücher gegenüber anderen Titeln hervorzuheben.

Für die Ausschreibung existiert eine eigene Website, auf der wir im Herbst 2023 zahlreiche Beispiele aufgelistet haben (Beispiele – DER NEUE MAGISCHE REA-

LISMUS, derneuemagischerealismus.weebly.com/beispiele.html). Inzwischen sind natürlich noch einige Neuerscheinungen hinzugekommen.

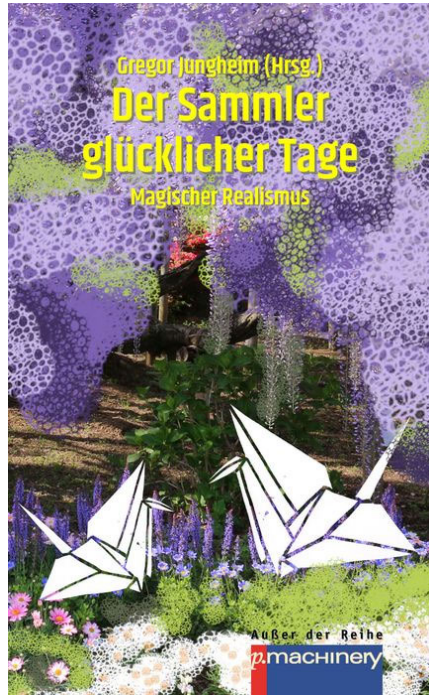
Der eine oder andere Roman mag Schwächen haben, ein wirklicher Griff ins Klo ist mir aber in dem Bereich noch nicht untergekommen. Dieses Prädikat würde ich höchstens an die Kommunikation eines namhaften deutschen Verlags vergeben, bei dem ich mich erfolglos bemüht habe, einen seiner Autoren für die Teilnahme an einer digitalen Literaturreunde zu gewinnen.

Hast du bereits ein weiteres Projekt geplant?

Das gesamte Jahr 2026 wird von Lesungen und der Arbeit am zweiten Band des Projektes geprägt sein. Wer ab 2027 Interesse hat, Magischen Realismus zu veröffentlichen, der sich auch an unbequeme Themen herantraut und etwas länger ist als die meisten Magazingeschichten, kann sich gerne bei mir melden. Ideen hätte ich.

Zur Person:

Gregor Jungheim (* 1977) ist seit 2001 ein bekanntes Gesicht in der deutschsprachigen Fantastikszene. Lange Zeit beschränkte sich sein Engagement allerdings auf Literaturkritiken, Helfertätigkeiten bei Conventions und die Organisation von digitalen Literaturreunden. Die Begegnung mit der zweiten Welle des Magischen Realismus ermutigte ihn, auch schriftstellerisch tätig zu werden. Die Anthologie »Der Sammler glücklicher Tage« ist sein Debüt als Herausgeber und enthält mit »Elusive as Magic« auch eine eigene Geschichte.



Gregor Jungheim (Hrsg.)

DER SAMMLER GLÜCKLICHER TAGE

Außer der Reihe 105

p.machinery, Winnert, November 2025, 332 Seiten, Paperback, ISBN 978 3 95765 475 5, E-Book: ISBN 978 3 95765 682 7

Gregor Jungheim versucht nicht nur in seinem kurzen Vorwort die Bedeutung des wiederkehrenden magischen Realismus zu definieren, sondern weist darauf hin, dass mehr als vierzig Geschichten angenommen worden sind. »Der Sammler glücklicher Tage« ist also nur der erste Teil einer thematisch aufgeteilten Anthologie, deren Eingangspforte Rebecca Bauers »Ein bisschen Magie« ist. Eine Europä-

erin möchte unbedingt, dass eine indische Teppichknüpferin ihren Teppich repariert. Sie hat kein Geld, aber sie hat Angst, das die letzte Magie ihres fliegenden Teppichs verschwindet und damit die Welt einen Hauch ärmer wird. Gegen ihre Überzeugung repariert die von indischen Soap Operas begeisterte Frau den Teppich notdürftig. Auf die finale Antwort muss der Leser aber wie die Inderin warten. Es ist nicht selten der Glaube an Wunder, der Berge zum Propheten kommen lässt. Dieser Glaube kann, muss aber keine Berge versetzen und alle diese magischen Fragen stellt die Autorin auf den wenigen Seiten ihrer Geschichte, ohne Antworten zu liefern.

»Ein bisschen Magie« ist laut Gregor Junghelm die einzige Geschichte der beiden Anthologien, die gleich zu Beginn gelesen werden sollte. Ab jetzt ist der Leser frei und kann zwischen den Geschichten erfahrener Profis oder Mitgliedern der Generation Z, aber auch der mit siebzehn Jahren jüngsten Autorin dieser Sammlung frei wählen ... Sesam öffne dich.

Magie treffen die Protagonisten und die Leser nicht an den ungewöhnlichsten oder seltsamsten, sondern den alltäglichen Orten. Ein nächtlicher Spaziergang führt den an einer Schreibblockade leidenden Jungautoren in Bernd Mailles »Ein Satz« zu einem kleinen, gemütlichen Laden, der etwas Besonderes verkauft. Auch wenn der Leser das Ende der Geschichte früh erkennt, ist die Idee so simpel wie anrührend, dass er genau wie der stauende Protagonist diesen Laden niemals verlassen möchte. Schriftsteller sind in dieser Sammlung sowieso Kreaturen der

Nacht, aber auch der Kneipen. In »Der magische Kugelschreiber« (Werner Hermann) trifft ein mäßiger, aber expressiver Kurzgeschichtenautor in einer Kneipe auf einen Magier, der sich Runde um Runde spendieren lässt. Die Belohnung ist ein magischer Kugelschreiber, mit dem der Protagonist ein Meisterwerk schreibt. Was aber, wenn sich die Kugelschreibermine ihrem Ende nähert? In einer solchen Anthologie spielt Werner Hermann mit den Erwartungen der Leser. Natürlich ist es ein echter Magier, natürlich fließt die Inspiration direkt aus der Tinte auf das Papier. Das Verblüffende ist anschließend die erstaunlich pragmatische Lösung, welche dem magischen Realismus nicht widerspricht, aber unterstreicht, dass Aberglaube eine sehr starke Antriebsfeder ist.

Die »Königin für ein Jahr« (Emanuel Memminger) nutzt die simple Tradition der Weinkönigin und stellt diese buchstäblich auf den Kopf. In Kombination mit dem biblischen Zitat, dass aus Wasser Wein werden soll, integriert der Autor das fantastische Element in einen simplen Wettkampf, präsentiert aber eine bodenständige Lösung, die unterstreicht, dass magische Fähigkeiten nicht alles sind. Kai Fockes »Schlüsselkind« zeigt auf, dass sich magische Wesen wie eine Dryade zwar unter die Menschen mischen und von ihnen leben können, aber ihre Zeit (an einem Ort) vergänglich ist. Vielleicht ist die finale Botschaft ein wenig zu pragmatisch, zu belehrend, aber der Autor hat eine alte Idee mit neuem Leben erfüllt; sie in die triste Gegenwart verpflanzt und um die typischen Komponenten wie männliche »Gier« und weibliche Eifer-

sucht ergänzt. Offen bleibt die Frage, warum Kinderaugen weiterhin mehr sehen können als die Erwachsenen.

Während viele Geschichte mit übernatürlichen Wesen und Einbildungen spielen, ist Michael Schwendingers »Lehm unter den Nägeln« eine bitterböse Geschichte eines Mädchens, das nicht nur in einem Waisenheim aufwächst, sondern deren Mutter eine Mörderin ist. Die Wut muss irgendwann ihren Weg nach außen finden, was in diese Story expressiv geschieht. Die fantastischen Elemente dringen deutlich mehr wie in »Königin für ein Jahr« und »Schlüsselkind« in die Realität ein, werden zu einer Rachefantasie, bei welcher sich der Leser fragt, ob die Protagonistin nicht vielleicht auch in das Reich des Wahnsinns übergewechselt ist. Wie der Lehm aus dem Boden kommt, verbirgt die Erde in »Unter Tage« ein dunkles Geheimnis. Carolin Lüders lässt ihren Protagonisten von den alten Tagen in den Schächten; der gefährlicher, im Grunde auf die Dauer tödlichen Arbeit erzählen und einem besonderen Schacht, der seit Generationen nicht mehr betreten werden darf. Auch wenn der Druck des Zechenbetreibers diese finale Pforte aufweicht. Es ist nicht klar, ob die Handvoll Bergarbeiter wirklich einem gefährlichen Monster in die doppelte Falle gegangen sind. Vielleicht hat sich auch nur der Aberglaube manifestiert, aber es spielt auch keine Rolle. Beginnend mit den unangenehm realistischen Beschreibungen der brutalen Arbeitsbedingungen unter Tage endet die Geschichte zwar auf einer versöhnlichen Note, aber »Unter Tage« gehört zur Handvoll Monstergeschichten dieser An-

thologie, die Spaß machen und zugleich Angst einflößen.

In »Das Fass« (Nikolaus Schwarz) ist es die Fantasie, welche in erster Linie die fantastischen Ideen trägt. Der Urlaub in Griechenland ist nicht besonders erfolgreich für eine Patch-up Familie. Am Strand wird ein Fass angespült, das den Kindern wie ein Türöffner in die eigene Fantasie erscheint. Allerdings kann ein solches Fass auch eine gänzlich andere Hilfestellung sein, wie das bitterböse, den klassischen Märchen nachempfundene Ende unterstreicht. Auch in Clara Dobbels »Fortfahren« geht es vor allem um den Ausbruch aus dem Alltag, welcher der Protagonistin scheinbar gelingt. Rezepte zu kleinen Papierschiffchen; der Moment des Schwebens. Ob es sich um eine lebhaftere Wunschkonstruktion oder eine neue Realität handelt, bleibt positiv gesehen unausgesprochen.

Ohne zu viel zu verraten, nutzt Johanna Trankovits eine uralte Idee und präsentiert in »Der Architekt« eine neue Wendung. Nach einem Skandal in seiner Firma arbeitet der ehemalige Architekt und Ich-Erzähler inzwischen als Anstreicher. In Deutschland besser als Maler bekannt, der Wohnungen renoviert und sich immer wieder vorstellt, ob er in diesen vier Wänden mit seinen Bewohnern leben könnte oder nicht. Als er einen besonderen Auftrag erhält, ahnt er nicht, dass seine Vergangenheit und mittelbare Zukunft kollidieren werden. Atmosphärisch überzeugend mit einem zu Beginn schrägen, aber nicht unsympathischen Protagonisten baut die Autorin den Handlungsverlauf systematisch auf. Die zu streichende Woh-

nung ist nicht nur exklusiv, sie ist seltsam. Die ausgesuchten Farben verursachen dem Anstreicher anfänglich Beschwerden. Die finalen Erklärungen fügen sich perfekt zusammen, nehmen das angesprochene wohl vertraute und hier auf eine andere Art präsentierte Szenario fast beiläufig mit, bevor die Geschichte dunkel, aber auch pragmatisch endet. Wie in »Das Fass« stellt sich die Frage, ob die Storys wirklich übernatürliche Elemente enthalten oder alles von unbekannter – in »Das Fass« – oder bekannter »Der Architekt« – Hand perfide vorbereitet worden sind.

»Lotti und ich« (Lia Violisti) nutzt eher spärlich gestreute magische Momente, um sich mit dem gegenwärtigen Irrsinn auseinanderzusetzen. Ab wann ist ein Mensch Einheimischer? Blond, blauäugig und groß gewachsen? Oder die Tochter griechischer Einwanderer, die in Deutschland aufgewachsen und schließlich wahrscheinlich aufgrund der Liebe nach Großbritannien ausgewandert ist? Was definiert eigentlich Heimat; Zugehörigkeit. Viele dieser Fragen wirft die Autorin auf wenigen Seiten beginnend mit einem kindlichen Spaß auf, beantwortet sie allerdings und lässt den Leser nachdenklich zurück.

Legenden sind immer ein elementarer Bestandteil des magischen Realismus. Nicht selten fließen diese Legenden in andere Lebensumstände ein. »Die alte Cheiba« (Juan Tramontina) konzentriert sich nicht nur auf die Legende um einen seltsamen Baum, in dessen Nähe der jugendliche Protagonist, der soziale Außenseiter übernachtet und damit die Mutprobe besteht. Vielmehr reicht der Schatten dieses Baumes; des Dramas, das sich dort abge-

spielt hat, weit in die Vergangenheit und ein wenig überraschend auch in die Gegenwart. Zeit im Gegensatz zum Raum scheint zu verschwimmen und der exotische Hintergrund sowie das Eintauchen in eine andere Kultur heben die Geschichte aus vielen in den Großstädten Deutschlands spielenden Storys positiv hervor.

Zu den längsten Geschichten gehört Michael Johannes B. Langes »Leben mit Harrods«. Sie spielt teilweise während des Falklandkrieges in den frühen Achtzigerjahren. Zu den britischen Soldaten gehört auch Prinz Andrew, was heute eher Unbehagen auslöst, aber historisch korrekt ist. Die Geschichte ist in Tagebuchform geschrieben worden. Der Protagonist befindet sich per Schiff auf dem Weg nach Argentinien, um die Falklandinseln wieder zu befreien. Die Fahrt mit dem Schiff dauert einige Wochen. In dieser Zeit hat seine Freundin zu Hause eine Fehlgeburt. Der magische Realismus mischt sich erst gegen Ende in diesen stringenten Text ein. Dabei scheinen sich verschiedene Perspektiven genauso zu vermischen wie Glaube, aber auch Aberglaube. Der Bogenschluss zur übernatürlichen Handlung wirkt ein wenig bemüht, die strenge Fokussierung der ersten Abschnitte wird aus den Augen verloren, sodass der Leser sich noch mehr konzentrieren muss, um die verschiedenen Grautöne zu erkennen und die latente Verschiebung der Perspektive. Ob der Protagonist mit Harrods leben kann, wird nicht beantwortet, aber der damals wie leider heute aktuelle Kriegshintergrund macht aus »Leben mit Harrods« eine zeitlose Geschichte voller Verlierer. Auf beiden Seiten der Geschütze.

»Bin ich von allen bösen Spindeln gestochen?« (Iris Rönna) und »Dazwischen reden andere« (Sheba Mehofer-Schilk) sind durch ein allgegenwärtiges Thema verbunden. Die Überwindung der eigenen Ängste. Während die Protagonistin in der ersten Geschichte sich als (metaphorischen) Nachkommen Dornröschen sieht und sich aufgrund ihrer Ängste vor der Dunkelheit mehr und mehr isoliert, ist »Dazwischen rede andere« eine wunderbare Liebesgeschichte, in welcher sich die verschiedenen »Persönlichkeitsaspekte« wie Liebe, Hass, Neid, Missgunst, Eifersucht, aber auch Freude oder Hoffnung manifestieren und wie berühmten Gestalten des Engels oder Teufels auf den Schultern die Entscheidungen der Menschen beeinflussen. Sheba Mehofer-Schilk wählt als Protagonisten einen älteren, vom Leben enttäuschten und verbitterten Mann, der mit der wirklich aufopfernden Hilfe einer jungen Frau wieder am Leben teilnehmen und vielleicht eine Frau wieder treffen möchte, die er in seiner Jugend vor seiner Hochzeit gekannt hat. Die fantastischen/magischen Elemente sind eher Mittel zum Zweck, die zur Erlangung von Lebensqualität wieder überwunden werden müssen. In der ersten Geschichte zwingen sie die Frau ein, in der zweiten Story wirken sie eher ambivalent, da ja beide Richtungen vertreten sind. »Dazwischen reden andere« überzeugt vor allem durch die pointierten inneren Dialoge, mit denen es der Autorin gelingt, die verschiedenen Inkarnationen wie Momentaufnahmen zu manifestieren, aber vor allem auch zu charakterisieren, während »Bin ich von allen bösen Spindeln gesto-

chen?« auch ein kleiner Verzweifelungsruf an die oberflächliche Umwelt ist, welche nicht bereit erscheint, einen kleinen Schritt auf die Protagonistin zuzugehen.

»Das Dienstsiegel« aus der Feder Falk Andreas Funkes ist dagegen eine Farce. Auf dem Weg zu seinem Arbeitsplatz kaspert ein Beamter am Schuhputzautomaten in der Halle seiner Behörde herum. Dabei löst er eine Kettenreaktion aus, wobei der eigentliche Katalysator – das den Titel bildende Dienstsiegel – aus dem Nichts erscheint und schließlich den Weg allen Irdischen geht. Aber wie Sheba Mehofer-Schilks und Iris Rönna's Figuren muss sich der Protagonist auf eine anarchistische, auch ein wenig chaotische Art und Weise aus seinem stupiden Leben »befreien«, um vielleicht eine neue Perspektive zu erhalten. Das Szenario wirkt ein wenig überdreht, erinnert ein wenig an eine Slapstickepisode, aber welcher Leser sieht nicht gerne im positiven Sinne den Amtsschimmel wiehern? Und wenn es nur in der gigantischen Eingangshalle an einem Schuhputzautomaten ist. Auch »Schatten« (Tom J. Forrester) endet auf einer grotesken, aber auch konsequenten Note. Bis dahin ist es die ausschnittsweise Lebens- und Leidensgeschichte eines Mannes, der unter seiner faulen und gierigen Frau leidet; seinen Job verliert und schließlich immer Angst hat, von den Schatten gefressen zu werden. Der anfänglich tragisch realistische Ansatz bereitet den Leser nicht auf das plötzliche, aber irgendwie auch passende Ende vor, er rundet allerdings diese lange Zeit so bodenständige Geschichte um einen ewigen Verlierer gut ab.

»Der hässliche Kurt« (Beatrice Sonntag) ist eine dieser lustigen Geschichten, deren Ausgangspunkt ähnlich absurd erscheint wie der Film »Ted« und trotzdem funktioniert. Die eher ängstliche Protagonistin soll sich auf eine Ausbildungsstelle in Berlin bewerben und findet durch einen Zufall in einem Spielzeugladen ein hässliches Plüschtier, das nicht nur sprechen kann, sondern sich als Coach sieht. Der Leser ahnt den weiteren Handlungsverlauf, bevor die Autorin den Plot auf links dreht. Kurt hat einen eigenen Willen. Am Ende ist alles gut, aber die eigenwillige Art, in welcher Kurt verbale Peitschenhiebe verteilt und doch auch sanft aufmuntert, hebt die Story aus vielen anderen Episoden des magischen Realismus positiv hervor.

Die zweitlängste Story dieser Anthologie »Die Opferung der Iphigenie« (Ella Dombrowski) vermischt Elemente der griechischen Mythologie mit den Ausuferungen der Gegenwart. Anfänglich ist das Verhalten der Protagonistin gegenüber ihre Schwester nicht gänzlich klar. Handelt es sich um eine reale Person oder eher einen Mythos. Das tragische Schicksal der Iphigenie durchzieht die Novelle, beginnend mit den für den Leser notwendigen historischen Erklärungen und endend in einem modernen Spiegelbild. Aber alleine der Vergleich macht nur einen Teil der Tiefe dieser Geschichte aus. Neid, Missgunst, das Streben nach Perfektion – natürlich nur äußerlich, denn der Kern der Menschen bleibt mit all ihren Schwächen und wenigen Stärken auch nach der xten Operation oder der teuersten Hautcreme im Abo unverändert – aus. Immer wieder schiebt die Autorin einzelne Versatzstücke

der Legende in die Gegenwart, verfremdet sie vor allem im extremen, unsympathisch arroganten Charakter der Hauptfigur, um dann mittels einer kleinen Anspielung, einer beiläufig eingestreuten Information wieder die fiktive Vergangenheit zu beschwören. Es gibt zwar ausreichend Identifikationsfiguren für den Leser, sie sind aber alle nicht sympathisch, sodass die Verzweiflung der unter Geldknappheit leidenden Freundin teilweise ein wenig aufgesetzt wirkt, da ihr die einfachste Hilfe verwehrt wird. Warum sie wie die Motte weiterhin um das »künstliche« Licht ihrer Freundin schwirrt, gehört zu den charakterlichen Teilen der Geschichte, die pragmatisch erzählt, aber aus den teilweise künstlich agierenden Figuren heraus zu wenig entwickelt worden ist. Trotzdem verfolgt der Leser das auch stilistisch sehr anspruchsvoll geschriebene Drama mit einer gewissen Neugierde bis zum bitteren, aber nicht nihilistischen Ende.

»Wer bin ich?« aus der Feder Sarah Raichs ist eine dieser Miniaturen, welche die volle Aufmerksamkeit des Lesers benötigt. Im ersten lange Absatz steht das bekannte Ratespiel im Mittelpunkt der Handlung, später dreht sich die Perspektive und viele der anfänglich verworfenen Positionen werden plötzlich aktuell. Unter der Kürze des Textes leidet aber die Charakterisierung der Protagonisten, sodass im direkten Vergleich zu einigen anderen, ebenfalls sehr bodenständig beginnenden und dann ins Magische oder Absurde abdriftenden Texte das charakterliche Sprungbrett fehlt, um über die Protagonisten zu staunen oder in vielen Fällen auch mit ihnen zu leiden.

Lukas Beckmanns »Der Sammler« könnte vom Handlungsverlauf her die Titelgeschichte sein, denn einer der Protagonisten sammelt nicht glückliche Tage, aber die Erinnerungen glücklicher Tage bei den Patienten in einem Altersheim. Die Mutter Thomas sitzt in einem Rollstuhl und leidet an Demenz. Ob der junge Arzt mit dem Rollkoffer sie zum ersten Mal besucht, bleibt unausgesprochen. Mit seiner Untersuchung hebt er in der alten Frau Erinnerungen an glückliche Tage. Aber wie bei vielen Demenzkranken sind es nur Augenblickerscheinungen. Die Geschichte strebt dem perfiden Höhepunkt zu, in dem der Sohn der Erkrankten unwissend und der Leser sehenden Auges erkennt, was mit den Erinnerungen geschieht. Lukas Beckmann ist einer der Autoren dieser Sammlung, die Realismus in den Mittelpunkt ihrer Geschichten stellen und das übernatürliche, nicht zwingend magische Element als eine unheilvolle Bedrohung sehen.

»Paperbirds« – der englische Titel muss nicht unbedingt sein – handelt von Verlust, vom schlechten Gewissen und schließlich auch der Übernahme von Verantwortung. Vor zwei Jahren ist eines dreier Geschwister nachts auf dem Meer während des Urlaubs ertrunken. Trotzdem machen die Eltern mit den verbliebenen Geschwistern immer noch Urlaub am Meer, bis die Papiervögel einem der beiden überlebenden Geschwister eine Art Botschaft überbringen, die ihn zwingt, aktiv zu werden und sich der Vergangenheit zu stellen. Gut beschreibt die Autorin, wie Menschen unterschiedlich auf den Verlust eines Geliebten, eines Bestandteils der

Familie reagieren. Es sind die kleinen Details, welche die Geschichte aufhellen. Wie bei einigen anderen Texten reicht der zur Verfügung stehende Raum vielleicht nicht aus, um die Charaktere ausführlich zu beschreiben, aber die Handlungsführung ist stringent und wirkt nicht überstürzt, was diese kleine Schwäche ausgleicht.

»Die spanische Romanze« von Thomas Melerowicz ist eine der wenigen Liebesgeschichten, in denen auf einer bittersüßen Note Zeit und Raum überwunden wird. Der Protagonist ist ein sehr talentierter Musiker, dessen Vater sein Talent trotz seines Berufs als Musiklehrer spät förderte. Inzwischen hat er einige Konzerte gegeben und sich einen kleinen Ruf erarbeitet. In Paris beschließt er, seinen Urlaub als Straßenmusiker zu verdienen, und scheitert im Grunde grandios, bis er ein besonders schwieriges Stück – Die spanische Romanze aus dem Titel – spielt und einer jungen Frau begegnet, die ihn einlädt, ihr abends in einem Einpersonstück auf der Bühne zuzusehen. Nach dem realistischen Auftakt verschwinden Zeit und Raum. Vielleicht bildet sich der Protagonist einiges ein, vielleicht hat er mit seinem Lied auch diese Grenzen überschritten. Auch das Theaterstück fließt effektiv in die Handlung ein und der Plot endet auf einer unheilvollen, aber nicht unheimlichen Note. Die Hoffnungen und Zweifel des jungen Künstlers sind sehr gut in die Handlung eingebaut und diese seltsame Zwischenwelt Paris beginnt in kleinen Details wunderbar aufzuleben.

Gabriele Behrend ist aus gesundheitlichen Gründen 2024 aus dem Projekt aus-

gestiegen, sodass Herausgeber Gregor Jungheim mit seiner Kurzgeschichte »Elusive as magic« alleine die herausgeberische Logistikfront vertritt. In der Danksagung spricht Jungheim zusätzlich allerdings davon, dass Gabriele Behrend zumindest eine Storyidee basierend auf dem Konzept der Anthologie ihm während des Metropolcons präsentiert hat.

Gregor Jungheims Beitrag ist eine der wenigen Geschichten, in deren Mittelpunkt Glaube bzw. Religiosität in engem Zusammenhang mit der Kirche steht. Ausgangspunkt ist eine für viele Leser eher verschlossene Welt mit regelmäßigen Kirchenbesuchen bzw. den entsprechenden Predigten bzw. den Bibelkreisen zu Hause. Dieses Mal für den überraschten Protagonisten als »Party« getarnt, wobei er einer wichtigen Frage näher kommt. Wie lautet wirklich die Liedzeile auf einem Metal-Album? Anscheinend verändert sie sich je nach der Glaubensrichtung des Betrachters und hat dementsprechend auch eine gänzlich andere Außenwirkung. Gregor Jungheim lässt diese Frage offen, was auf der einen Seite der Geschichte eine gewisse notwendige Ambivalenz gibt; auf der anderen Seite allerdings auch als eine Art Positionsmanagement zu betrachten ist. Die Erwartungshaltung der Leser – an der Seite des Protagonisten – wirkt geweckt, aber die finale Antwort nicht nur vorenthalten, sie wird fast verweigert. Auch andere Geschichten dieser Anthologie sind so vorgegangen, aber es ist immer ein Risiko, ob der Leser wirklich den Schwung und die Motivation hat, die Texte im eigenen Interesse weiterzudenken und zu vervollständigen. Das Sprungbrett

sollte schon bereit sein und das ist hier nur bedingt der Fall. Es wirkt zu distanziert erzählt, zu wenig wirkliche Überzeugung hinter der Suche nach der wahren Textzeile. Wenn zusätzlich davon gesprochen wird, dass manchmal aufgrund der harten Bässe oder der undeutlichen Aussprache eine Textzeile lange Zeit auch anders verstanden als in Wirklichkeit ausgesprochen erscheinen könnte, dann wirkt es in Hinblick auf die gegenwärtigen Internetfähigkeiten ein wenig technisch hinter der Zeit zurückgeblieben. Im Laufe der Story verliert die interessante Grundidee deutlich an Schwung.

»Der Sammler glücklicher Tage« ist – laut Angaben des Herausgebers – die erste deutschsprachige Anthologie des magischen Realismus. Basierend auf den Angaben im Vorwort und den genannten Autoren erfüllen die Autoren die Vorgaben nicht nur überzeugend, das Spektrum der hier präsentierten Texte ist ausgesprochen breit. Manche fantastische Elemente sind Kernbestandteile der jeweiligen Storys; bei anderen Arbeiten könnte sie als für die Anthologie relevantes, aber inhaltlich nicht notwendiges Anhängsel gesehen werden und einzelne Geschichten sind einfach grundlegend fantastisch, ohne das die durchgehend sehr detailliert beschriebene Realität den Handlungsstrom in die eine oder andere Richtung beeinflusst. Die Qualität der Texte ist durchgehend hoch. Viele sind durch die Nutzung aktueller, in erster Linie familiärer oder zwischenmenschlicher Probleme als Ausgangsbasis zusätzlich sehr reizvoll zu lesen, während nur wenige Geschichten eher auf schematische Grundideen

und nicht final zufriedenstellende Handlungsführung zurückfallen. Aber sie bilden die Minderheit in diesem thematisch offenen »ersten Teil« der präsentierten Geschichten, während laut Gregor Jungheim der geplante zweite Band thematisch in sich geschlossener sein soll. Der Leser darf gespannt sein.

(Thomas Harbach)

Dorothe Zürcher

BITTERMANDELN AUS BYZANZ

acabus Verlag 2023, 296 Seiten, ISBN: 978-3-86282-861-6

Die Autorin führt den Leser in die Zeit der dritten Kreuzzüge im Jahr 1189. Wir erleben, wie Alkmene, Köchin am Hof, zur Zeltmagd degradiert werden soll. Da diese Frau aber um ihr Talent weiß und sich nicht einfach in ihr Schicksal fügt, ringt sie Ritter Diethelm ein Versprechen ab: Er soll sie dem Besatzer, dem Herzog empfehlen, wenn ihm ihr Essen so gut schmeckt, dass er es niemals vergessen wird.

Ihr Plan geht auf und sie wird zuständig für eine Dame am Hof, die ihre Lebenslust verloren hat.

Mir hat es gut gefallen, in diese alte Zeit zu reisen, zu lesen, wie damals gelebt und geliebt wurde. Diethelms Zweifel am »Heiligen Krieg« zu erleben und zu erfahren, wie Eunuchen behandelt wurden. Ob es tatsächlich auch zu dieser Zeit schon so starke Frauen wie Alkmene gegeben hat, weiß ich nicht, aber ausschließen mag ich es auch nicht, denn es ist schön, zu lesen, wie sie mit ihrem Verstand und ihrer Kochkunst durch die schwere Zeit kommt. Wie sie sich auch weitere Wün-



sche erfüllt, die zuerst unerreichbar erscheinen. Man schließt diese Frau einfach sofort ins Herz, obwohl sie nicht dem gängigen Schönheitsideal entspricht, das sonst gerne in historischen Romanen verwendet wird. Sie humpelt und ist eher unscheinbar, aber vielleicht mag man sie gerade deshalb.

Die Rezepte hörten sich teilweise sehr lecker an, teilweise aber auch gewöhnungsbedürftig. Ich habe manches Mal gedacht, dass ich gerne eins ausprobieren würde, aber die Maßangaben fehlten. Das scheint aber zu dieser Zeit so gewesen zu sein, insofern will ich darüber nicht klagen.

Die Unsicherheiten, die so ein Krieg mit sich bringt, kommen auch nicht zu kurz. Immer, wenn man meint sich an ei-

nen neuen »Herren« gewöhnt zu haben, kann die Welt am nächsten Tag wieder ganz anders aussehen und die vermeintlichen Freunde können längst die Seiten gewechselt haben. Durch solche Zeiten aufrecht durchzukommen, ist nicht einfach, aber Alkmene gelingt es.

Dieser Roman hat mich sehr gut unterhalten.

(*Marianne Labisch*)

Bernd Schuh

DIE DREI LETZTEN PRIMZAHLEN

Mit Bildern von Per Prada

AndroSF 221, p.machinery, Winnert, Januar 2026, 140 Seiten, Paperback, ISBN 978 3 95765 496 0, E-Book: ISBN 978 3 95765 665 0

Die »Primzahlen« sind nach »Irre real« der zweite Titel des Physikers und Wissenschaftsjournalisten Bernd Schuh bei *p.machinery*. Es handelt sich um eine Sammlung meist recht kurzer Storys, die sich vielleicht am besten als weitergesponnene Traumfragmente beschreiben lassen. Schon der Titel deutet auf das Skurril-Absurde der Inhalte hin: Die letzten Primzahlen werden ziemlich lang sein und wir werden sie wohl nie finden, und so tauchen sie dann auch nur ganz nebenbei zu Ende einer Geschichte auf.

Träume sind visuell, emotional und unlogisch, und auch die meisten Geschichten sind assoziativ – entweder man findet einen Anknüpfungspunkt in der eigenen Erfahrung und kann sie weiterspinnen oder man blättert kopfschüttelnd weiter. Träume haben auch sexuelle Färbungen, bei Schuh oft mit einem ironischen Unterton (siehe Triggerwarnung im Vorwort).



Meine Favoriten im Buch sind eindeutig »Candy und Sugar« sowie »Großwildjagd« – geheime Bibliotheken mit den Reiseberichten Verschwundener und Elefanten mit halbem Kopf voller Diamanten liegen mir offenbar. Besonders angesprochen haben mich zudem »Ganz oder gar nicht«, »Timeshift«, das satirische »Befriedung«, »Hinter der Kühlschrantür« und »Dreifaltigkeit«. Die Story »Kindergeschrei« gefällt mir nicht schlecht, aber verstanden habe ich sie nicht – und dem Autor geht es, wie eine Nachfrage ergab, offenbar ähnlich.

Träume sind visuell, und so enthält das Buch auch einige Illustrationen, teils abstrakt, teils figurativ. Für die Bilder gilt Ähnliches wie für die Storys: Sie sind as-

soziativ und sprechen den Betrachter auf einer emotionalen Ebene an oder auch nicht. Ich mag den »geflügelten Mann« und den »Lazarus in der Ölsardinendose« (meine Titel) am liebsten, wohl auch wegen der prächtigen Farben.

Mir hat das Lesen und Gucken Spaß gemacht.

Nun wissen Sie vielleicht ein wenig besser, auf was Sie sich einlassen, wenn Sie dieses Buch zur Hand nehmen – oder auch nicht.

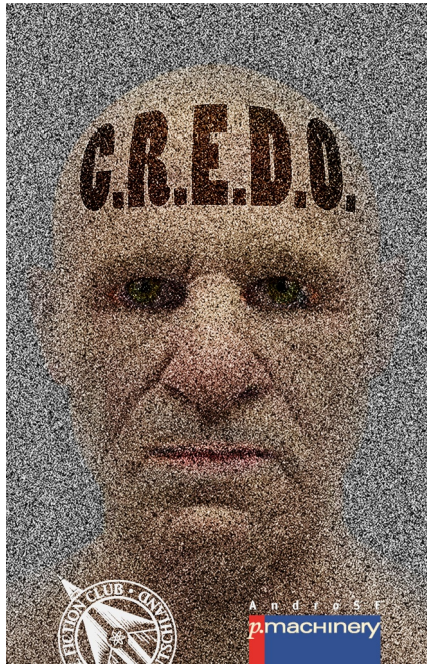
(Monika Niehaus)

Karl-Ulrich Burgdorf & Rainer Schorm
(Hrsg.)

C.R.E.D.O.

AndroSF 201, p.machinery, Winnert, Mai
2024, 404 Seiten, Paperback, ISBN 978 3
95765 393 2, E-Book: ISBN 978 3 95765 726 8

Karl-Ulrich Burgdorf und Rainer Schorm haben sich mit »C.R.E.D.O.« einem auch in der Science-Fiction, mehr noch in der Science-Fantasy allgegenwärtigen und doch selten im Vordergrund stehenden Thema angenommen: dem Glauben und weniger der Religion oder Religiosität. Natürlich denkt man – je nach Generation – an die Macht in »STAR WARS« oder Walter Millers Meisterwerk »Lobgesang auf Leibowitz«. Statt Gore Vidals »Messias« sollten von den Herausgebern eher »Der Gewissensfall« von James Blish inklusive der anderen Romane seiner Glaubenstrilogie oder »Der Spatz« von Mary Doria Russell genannt werden, da sie den Geist vieler der hier exklusiv geschriebenen Geschichten eher in sich tragen als Gore Vidals beißende Satire. Aber die Bandbreite



der in dieser Anthologie gesammelten Geschichten ist nicht nur breit, sondern keiner Religion zugehörig.

»Gott, nicht für jeden geeignet« von Michael Tinnfeld konfrontiert eine Raumschiffbesatzung beim Besuch von Kolonien, die mit der Erde nicht mehr in Kontakt stehen, mit einem Phänomen. Vielleicht eine Begegnung mit einer Art Gott, welche den beiden Besatzungsmitgliedern Thomas und Siddhartha einen Blick in ihre inneren Urängste ermöglicht, aus denen sie unterschiedliche Kräfte ziehen. Der Auftakt der Geschichte mit der Landung auf einem paradiesischen Planeten; dem Befragen der Bewohner und der seltsamen gelblichen Sphäre, welche den Planeten umgibt, ist spannend und origi-

nell. Auch die so unterschiedliche Ängste von Thomas und Siddhartha kann der Leser nachvollziehen. Ihre Entscheidungen wirken ein wenig aufgesetzt, als wenn Michael Tinnefeld den Text unbedingt ohne Provokation beenden wollte. Sie stehen den beiden eher rudimentär entwickelten Charakteren nicht konträr gegenüber, aber der Funke will hinsichtlich der Pointe auch leider nicht wirklich überspringen.

Auch bei Werner Zillig geht es in »Samantha Corlemans Reise« um eine Expedition ins All. Allerdings wenig auf der Suche nach einem übernatürlichen Wesen, sondern hinsichtlich der Kolonisation einer neuen Welt. Die Erzählerin berichtet von den Schwierigkeiten, aus der fernen Zukunft den Menschen etwas begreiflich zu machen. Sie nimmt die noch zu veröffentlichenden Aufzeichnungen der Nobelpreisträgerin Eliza Cohen mit, die sich in ihren Forschungen mit diesem Phänomen auseinandergesetzt hat. In einem lockeren Ton geschrieben – sie könnte man Unerkklärliches den potenziellen »Opfern« näher bringen – unterhält die Story vor allem durch eine originelle Idee der Kommunikation durch Raum und damit auch Zeit als Teil einer religiösen Anthologie.

In »Die Vielfalt Gottes« (Maïke Braun) beschreibt die Ereignisse nach der Notlandung auf einem unbekanntem Planeten. Die Glaubensgemeinschaft möchte, um sich den Planeten zu sichern, nach dem Motto vorgehen, »seid fruchtbar und mehret Euch«. Dabei werden nicht nur die extra etablierten Regeln gedehnt, sondern es zeigt sich, dass Moral ein zweischneidiges Schwert ist. Die jugendliche Protagonistin flieht schließlich aus dem Raumschiff und

erlebt eine wunderbare Begegnung mit den Einheimischen. Das Ende ist fatalistisch, aber leider auch offen. Wie bei einigen anderen Texten ist der Hintergrund inklusive der verschiedenen Charaktere gut entwickelt. Der Konflikt zwischen der rational agierenden Mannschaft und der Glaubensgemeinschaft beinhaltet sehr viel mehr Potenzial, als die Autorin auf den wenigen Seiten wirklich heben kann. Der ursprüngliche Konflikt verschiebt sich aufgrund dieser Tatsache auch, eine längere Fassung in Form einer Novelle oder vielleicht sogar über einen weitreichenderen Zeitraum mit der Hintergrundinformation in Form eines Romans hätten der interessanten Ausgangsbasis gut. Trotzdem baut die Autorin aus bekannten Versatzstücken eine gute, zu den griffigsten Geschichten dieser Anthologie gehörende Geschichte.

Auch in Marianne Labischs »Kanten« geht es um die Landung auf einer isolierten Kolonie. In diesem Fall braucht der Raumfrachter dringend Ersatzteile. Die Bewohner wappnen sich gegen die Eitelkeit mittels Projektionen, welche nicht nur den Planeten, sondern auch sie als Kanten erscheinen lassen. Diese Gleichförmigkeit soll Neid verhindern. Natürlich möchten die Bewohner der Welt einen Landgang nur unter strengen Auflagen genehmigen, was nicht für alle Besatzungsmitglieder passend ist. Die Pointe ist gut, auch wenn der Leser wenig über die besonderen Sitten und Gebräuche dieses Planeten erfährt. Den leicht relativierenden Epilog hätte es gar nicht benötigt.

Nicht immer muss ins All aufgebrochen werden. Manchmal kommen die Außerirdischen auch zur Erde, wie Ellen Norton in

»Der Krokus« beschreibt. Ein Ehepaar verbringt ihren Lebensabend in einem alten Bauernhaus oberhalb der Klippe. Bei jedem Sonnenuntergang besuchen die Wesen einer außerirdischen Rasse – nicht nur sie erinnern an Pflanzen bzw. Gemüse – diese Klippe und scheinen ein besonderes Ritual durchzuführen. Als der Ehemann einen der Fremden aus einer lebensbedrohlichen Situation rettet, entwickelt sich eine besondere Beziehung. Wie einige andere Texte könnte »Der Krokus« sogar noch mehr Handlung vertragen. Viele Ideen fließen manchmal in einem leicht ironischen Unterton in den Plot ein, wobei Ellen Norton auf den wenigen Seiten die einzelnen Figuren gut entwickeln kann. Trotzdem wirkt die Geschichte ein wenig zu komprimiert, ein wenig zu pragmatisch entwickelt, auch wenn die Autorin sich mehr auf Emotionen und keinen kitschigen Ablauf konzentriert.

In einer weiteren von Alexander Röder verfassten Geschichte »Cosmos dei« geht es um die Idee, dass der Mensch die einzige intelligente Schöpfung im Kosmos sein könnte. Als diese Theorie zusammenbricht und in den Tiefen des Alls ein »Fremder« gefunden wird, wird das kirchliche Bild erschüttert. Die Geschichte ist ausgesprochen komprimiert und Alexander Röder steuert sehr direkt den finalen, nicht erkennbaren Höhepunkt an. Rückblickend ist die Prämisse vielleicht ein wenig zu oft in der Geschichte der Science-Fiction verwandt worden, aber während der Lektüre folgt der Leser gerne den Gedanken von Alexander Röders Protagonisten.

Auch Sascha Vennemanns »Kapelle des ewigen Lichts« beschäftigt sich mit

dem Himmel oder vielleicht auch der Hölle dort draußen. Die Protagonistin meldet sich freiwillig zum am Weitesten von der Erde entfernten Franziskanerkloster. Sascha Vennemann beschreibt die Anreise, aber auch den alltäglichen Ablauf in dieser barock wirkenden Anlage minutiös, sodass der Eindruck erweckt wird, es handelt sich weniger um eine stringente Geschichte, sondern eher einen Erlebnisbericht. Aus dem Nichts heraus dreht sich die Handlung, wobei der Autor hinsichtlich der Eindrücke seiner Protagonistin erstaunlich vage bleibt. Alles ist möglich. Wahnsinn wie eine dunkle Offenbarung. Aber dieser Ansatz macht den Reiz der getragenen, in sich ruhenden und dann alles infrage stellenden Story aus.

»Fette Fische« (Ansgar Sadeghi) ist eine seltsame Geschichte. Voller indirekter Anspielungen auf H. P. Lovecraft, voll starker Bilder und einer Handlung, die unabhängig von der nihilistischen Atmosphäre vorhersehbar ist. Das stört nicht sonderlich, da der Todesmarsch des Protagonisten in die eigene Vergangenheit – nach vielen Jahren besucht der Mann sein Heimatdorf, aus dem er nach einer schrecklichen Tat geflohen ist – solide und unausweichlich entwickelt worden ist. Nach und nach werden die einzelnen Ereignisse dem Leser präsentiert. Die Schuldgefühle erdrücken den Protagonisten, sein Ende ist in sich logisch und angesichts der Entwicklung der Geschichte auch konsequent. Die von Menschen besiedelte Wasserwelt – natürlich mit einem entsprechenden Gott des Wassers – wird eher rudimentär beschrieben. Der Kontrast zwischen den Reichen auf ihren

schwimmenden Inseln und der darbenen Bevölkerung hätte noch mehr Aufklärung gut getan, aber auf den wenigen Seiten entwickelt der Autor die notwendige Atmosphäre; präsentiert eine Reihe von für die Kürze gut entwickelten Charakteren inklusive einer finalen Überraschung und schließt den Text – wie eingangs erwähnt – auf einer konsequenten Note ab.

Alexander Röders »Heimweg im Herbst« ist auch eher ein Stillleben, eine Miniatur als eine ausgereifte Geschichte. Dem Protagonisten begegnen auf diesem Heimweg Menschen, die sich seltsam verhalten; die Begegnungen werden immer surrealistischer, wobei der Leser sich nicht sicher ist, ob diese anfänglich noch erklärbaren Phänomene »real« oder die Ausgeburt einer immer krankhafter werdenden Fantasie sind.

Karl-Ulrich Burgdorf beschreibt in »Azazel« das Schicksal zweier Brüder. Der eine wird auf dem Altar zugunsten Gottes geopfert, der andere soll die Sünden aller Menschen auf seinem Rücken tragen. In der Ich-Erzähl-Perspektive erzählt handelt es sich aufgrund der ungewöhnlichen Protagonisten um ein interessantes, teilweise schonungslos realistisch erzähltes »Lehrstück« über die Naivität der Menschen, die für ihr eigenes Handeln Ausflüchte suchen und dann der Ansicht sind, alles ist wieder gut.

Aus fremder und doch zwischen den Zeilen auch vertrauter Perspektive schreibt Kai Riedemann über »Häute dich für Akra«. Die Fremden leben auf einem unwirtlichen Planeten. Die Kolonie muss im zynischen Sinne autark sein, was mittels Simulationen durchgespielt wird. Durch diese zweite

Ebene kann der Leser zu wenig Sympathien mit den Protagonisten empfinden und der Ablauf des stringenten Plots wirkt auch ein wenig mechanisch, aber das Durchbrechen der bislang menschlichen Glaubensperspektiven hebt die Geschichte aus den zahlreichen anderen Storys dieser Anthologie positiv heraus.

»Weißes Rauschen« von Rainer Schorm beschreibt die Versuche des Jonathan Eulers. Aber im Grunde sucht er nur eine Erklärung für das Unerklärliche, was die Geschichte eher wie eine Vignette erscheinen lässt. Rainer Schorm reißt einige Ideen an, aber sie wirklich unvollendet.

Verena Themsen ist mit »Die Flamme der Erkenntnis« eine der wenigen Autorinnen oder Autoren dieser Sammlung, in denen die Technik den Weg erst in andere Dimensionen und schließlich zu neuen Erkenntnissen öffnet. Wissenschaftlich gut entwickelt, menschlich nachvollziehbar zeigt sie die Folgen des in dieser Form nicht geplanten Experiments auf, das sich nur durch die Betätigung eines Notfallschalters nicht voll entfalten kann. Es ist ein anderer Blick in eine andere, vielleicht übergeordnete Dimension.

Zu den emotional am meisten überzeugenden, aber in sich ruhigen Geschichten gehört Robert Corvus' »Der Ascheweg«. Dabei handelt es sich um den Jakobsweg, den eine ehemalige Nonne zusammen mit einem sich ihr anschließenden Androiden beschreitet. Am Ende steht aber mehr als das Ziel dieser Reise. Die beiden so unterschiedlichen Protagonisten mit ihren »menschlichen« Schwächen, aber auch ihren Hoffnungen sind dreidimensional gezeichnet worden. Vielleicht ein wenig

am Rande des Kitsches und stellenweise auch ein wenig pragmatisch, da sie sich insbesondere im mittleren Abschnitt über ihre Handlungen und weniger ihre inneren Überzeugungen definieren, aber Robert Corvus spricht auf eine emotionale, vielleicht auch ein wenig anrührende Art und Weise wichtige Themen des Lebens auf eine intime Art und Weise an.

In der ersten von drei Jürgen-vom-Scheidt-Geschichten »Vom Himmel hoch« geht es um ein Wunder, das der Ich-Erzähler miterlebt hat. Während der Beerdigung eines Dorfastronomen zerstört ein einschlagender Komet die Siedlung. Da sich alle bei der Trauerfeier befunden haben, gab es keine Verletzten oder Toten. Eine kleine, emotionale Geschichte über ein Wunder oder einen Zufall, das kann der Leser sich selbst entscheiden. In einer weiteren Story aus seiner Feder hat möglicherweise ChatGPT seine Finger im Spiel gehabt. Die kurzweilige Story um Gott in einer anderen geschlechtlichen Inkarnation, um eine besondere Forderung und schließlich der Lösung mittels spezieller Konten liest sich nicht nur dank der pointierten Dialoge, sondern vor allem auch wegen der verschiedenen Wendungen und der finalen Lösung sehr flüssig. Sollte wirklich ChatGPT seine elektronischen Finger im Spiel gehabt haben, dann müssen sich einige Autoren warm anziehen. Die »Sinnlose Geschichte« folgt zwar keine Logik, ist aber vielleicht auch deswegen besonders originell.

Jürgen vom Scheidt alias Thomas Landfinder bildet mit »Ave Corona, wir grüßen dich« den Abschluss dieser Anthologie. Der exzentrische Protagonist entschließt

sich während der Corona-Zeit, eine Religion zu gründen. Das kommt bei den Behörden nicht sonderlich gut an, die ihm eine attraktive Psychologin auf den Leib hetzen. Flapsig humorig geschrieben zerfällt die Handlung allerdings gegen Ende in feuchte Träume – vielleicht auch des Autors –, Gespräche über Science-Fiction-Filme und schließlich Romanzen, welche den Schlüssel in das Herz und unter die Kleidung der jungen Frau bilden. Irgendwo in dieser Story gibt es sicherlich einen roten Faden, aber wie einige von Jürgen vom Scheidts Essays in den »Andromeda Nachrichten« will der Autor zu viele, seine nicht immer originellen Ideen fließen förmlich über und am Ende wirkt die Auflösung zu pragmatisch, zu wenig originell, als das der Leser an den eher eindimensional charakterisierenden Hauptpersonen noch Interesse hat.

Auch »Kreuzzüge« von Hans Jürgen Kugler ist eine zynische Parodie auf zahlreiche Klischees. Als der Protagonist beim Stelldichein mit seiner Holo-Lady von der kirchlichen Gemeinde nebenan virtuell gestört wird, sinnt er auf Rache und Bloßstellung. Immer am Rande der Farce entwickelt der Autor einen komplizierten »Racheplot«, an dessen Ende nicht nur über das Ziel hinausgeschossen wird, sondern der Leser wie in einer guten Slapstick-Komödie herzlich lachen kann.

»Das ewige Leben« – auch wenn die Geschichte einem viel zu früh verstorbenen Menschen gewidmet ist – aus der Feder Marlene von Hagens führt den Protagonisten zurück auf die inzwischen öde und von den Menschen verlassene Erde. Hier sucht er zusammen mit einem intelli-

genten Tier und eine KI nicht direkt nach dem im Titel angesprochenen ewigen Leben, sondern nach einem besonderen Gebäude. Dass ihn die Begegnung mit einer »Göttin« schließlich seinem Traum einen Sprung näher kommt, ist eher folgerichtig. Es ist die Reise über die von Kristallstaub gezeichnete Erde, in das seltsame Gebäude und schließlich auch die Begegnung mit einem ambivalenten Wesen, das Wünsche auf ihre Art erfüllen kann, was den Reiz dieser kurzweilig zu lesenden, stimmungsvollen Story ausmacht. Auch wenn die Autorin die Distanz zwischen ihrem Protagonisten und dem Leser nicht wirklich überbrücken kann, folgt der Betrachter ihm auf einem im Grunde vorgezeichneten Weg, wobei Marlene von Hagen auch dessen Begleiter nicht vergisst und ihrer Figur so die schwerste Entscheidung abnimmt. Das wirkt ein wenig glatt, aber zumindest positiv konsequent.

»Totland« (Claudia Ratering) beginnt als historische Geschichte eines Priesters, der die Wikinger begleitet. Auf dem Weg nach Walhall dreht sich der Plot und wird zu einer reinen Science-Fiction-Geschichte mit einem emotionalen, optimistischen Ende. Der wahre Glaube kann nicht aus dem Gläubigen getragen werden. Der Bruch wirkt auf den ersten Blick ein wenig krass, aber die Autorin nutzt dabei ein klassisches Science-Fiction-Thema, das Joanna Russ schon mit einer lebendigen Protagonistin in ihren »Alyx«-Geschichten angewandt hat. Vor allem die dunklen, in der Wikingerzeit spielenden Szenen bleiben dem Leser länger im Gedächtnis als die eher karg gestaltete, zu klinisch reine ferne Zukunft.

Eine besondere Art der Verführung beinhaltet Michael J. Awes »Tanks«. Der Hüter Solomon begegnet einer der unter roten Schleiern sich ebenfalls in der Anlage befindenden Nonnen. Wie eine Spinne gerät er in deren Netz. Beginnend mit der Verkündigung von Gottes Wort und endend mit einem fallenden roten Schleier präsentiert die Geschichte viele Ideen, die fast zu komprimiert abgewickelt werden. Der Zwiespalt Solomons wird gut herausgearbeitet, auch wenn der persönliche Hintergrund ein wenig zu oberflächlich, aber hinsichtlich des Umfangs der Geschichte auch zufriedenstellend entwickelt worden ist.

Humorig geht es in Hartmut Kaspers »Das Kamel und die Namen« zu. In einer Zukunft mit wesenstechnisch/genetisch an Menschen angepassten Tieren kommt der Protagonist mit einem Kamel mitten in einem Großstadtpark ins Gespräch. Dessen Zirbeldrüse enthält den wahren Namen Gottes. Die Dialoge sind pointiert, Hartmut Kasper macht nicht den Fehler, zu viel zu offenbaren und der positiv gesprochen »leichte« Plot steht in einem guten Kontrast zu den vielen eher dunklen Geschichten dieser Anthologie.

Auch »Genesis 2.0« (Hannes Demming) gehört zu den humorvollen Texten. In Mundart geschrieben – daneben findet sich die hochdeutsche Fassung – präsentiert der Autor die Erschaffung des Paradieses ... in Westfalen. Quasi als letztes Geschenk Gottes an die dort lebenden Menschen, die allerdings mit dieser Gabe nicht wirklich viel anfangen können. Die Pointe wirkt ein wenig bemüht, aber der kompakte Text lässt auch Nichtwestfalen schmunzeln.

»Wenn selbst beten nicht mehr hilft« von Rüdiger Schäfer beginnt als wunderbare Komödie mit fast tragischen Zügen. Ein populärer Autor leidet zum ersten Mal in seinem Leben unter einer echten Schreibblockade. Als er sich eher aus Verzweiflung denn Überzeugung den göttlichen Mächten zuwendet, wird ihm geholfen. Allerdings nur so lange, bis die Gebete als eine Art Aberglaube oder besser Kniff entlarvt werden. Anschließend überspannt Rüdiger Schäfer vielleicht ein wenig sein Handlungsbogen, aber zumindest bleibt der Autor konsequent hinsichtlich des immer tragisch werdenden Schicksals seines schriftstellernden Protagonisten.

Karla Weigands Titelgeschichte »Credo« ist wahrscheinlich unter der Subkategorie Weihnachtsgeschichte am besten aufgehoben, obwohl sie nur zufällig kurz vor Weihnachten auf Island spielt. Der Besuch eines Pfarrers auf seinen zahlreichen Exkursionen bei einem isländischen Priester und seiner Frau könnte auch zu jeder anderen Jahreszeit spielen. Aber Elfen und Trolle sind in dieser besonderen Zeit effektiver. Ganz bewusst wird die möglicherweise fantastische Sequenz durch einen Blick in die isländische Geschichte, in den vorherrschenden Aberglauben inklusive des Respekts vor den Elfen vorbereitet, damit das Finale in beide Richtungen interpretierbar ist. Vielleicht überspannt Karla Weigand mit dem Hinweis auf den Abflug den Bogen. Weniger wäre ausreichend gewesen, aber als lebensbejahende Weihnachtsgeschichte, in dieser Zeit gelesen oder vielleicht sogar besser vorgelesen eine besondere Hommage an das Glauben ... zumindest den tief verwurzelten Glauben der Isländer.

Wenige Texte spielen in der Vergangenheit. Bei Barbara Büchners »Die Rache der Hexen« ist der Titel schon Programm. Endlich ist zumindest den Lehren nach die Kirche frauenfrei, als sich diese in Form des Erscheinens einer allen Klischees entsprechenden Hexe mitten in den Heiligen Räumen zu rächen beginnen. Ab einem bestimmten Moment ahnt der Leser die Pointe. Trotzdem eine kurzweilig geschriebene, mit einem zynisch ironischen Unterton versehene Story.

Hinsichtlich der historischen Bezüge ist Michael Pfrommers »Es geschieht immer wieder« eine überzeugende Leistung. Mit den historischen Figuren Hypatia – verfolgt von den Christen – und dem Leichnam Alexander, des Großen stellt der Autor ein interessantes Versatzspiel dar, dessen Handlung seiner Fantasie entspringt; dessen historischer Hintergrund aber zumindest die Möglichkeit impliziert. Der Hintergrund ist überzeugend recherchiert und erdrückt die spannende, sich dynamisch entwickelnde Handlung an keiner Stelle. Der Leser wird gleich in diese dunkle Zeit geworfen und hofft – im Gegensatz zur finalen, in den Fußnoten erklärten Realität –, dass Hypatias Aufgabe gelingt. Michael Pfrommer interpretiert in dieser Story die Idee des »Glaubens« auf eine gänzlich andere Art und Weise und überzeugt auf der ganzen Linie.

Nicht alle Geschichten sind Originalbeiträge, wie die Arbeiten der inzwischen verstorbenen Hebert Franke und Rainer Eler unterstreichen. Herbert W. Franke präsentiert mit »Sprung ins Nichts« eine seiner so klassisch verdichteten Miniaturen. Es beginnt mit der fast klassisch, kli-

scheehaft gezeichneten Versuchung der Gläubigen durch einen Propheten, sich ins Nichts, in den Tod und ein neues, natürlich besseres Leben im Jenseits zu stürzen. Widerstand scheint zwecklos, auch wenn es Widerstand ist, der gefordert wird. In der zweiten Hälfte dieser kurzen Miniatur hinterfragen Protagonist und Leser das Geschehen, wobei Frederik zu einer erstaunlich fatalistischen Erkenntnis kommt, die Frankes Skepsis gegenüber allem nicht erklärlichen gut unterstreicht.

In »Dokument SIN 874/B5A« geht es eher um Jörg Weigands bekannten Lehrmeister Meister Li. Die charismatische Figur tritt aber nicht direkt auf. Die Zeitspanne zwischen dem Entstehen der Dokumente und dem Fund ist noch größer. Es handelt sich weniger um eine der klassischen Miniaturen, sondern eine ausgereifte Kurzgeschichte, in deren Verlauf Gegenwart – für den Leser die Zukunft – und Vergangenheit miteinander verschmelzen, da Jörg Weigand ein letztes Mal aufführt, wie zeitlos Meister Lis hilfreiche Ratschläge wirklich sind.

Schon in »Der Schlangenmensch« hat sich Rainer Erler mit dem perfekt gezüchteten gläubigen »Kind« auseinandergesetzt. In der hier ausgewählten Geschichte »Die Heerschar Gottes« wird dieses Thema in Massen auf eine zynische Spitze getrieben. Auch hier geht es eigentlich um den perfekten Priester, am besten in vitro geplant und nicht mehr gezeugt. Am Ende ist das Ergebnis über alle Maßen erfolgreich, wobei die geklonte Heerschar Gottes bzw. in diesem besonderen Fall der Kirche auch Züge der Mutter in sich trägt, die in dieser Form nicht geplant erschei-

nen. Beide Geschichten zeichnet ein ausgesprochen getragener, absichtlich fast die eine Parodie der kirchlichen Predigten wirkender Erzählstil mit einer doppelten, die Handlung dominierenden Distanz aus. Rainer Erler nutzt dabei die Reliquien der Kirche, um sie böse auf den Kopf zu stellen, aber nicht mehr zu hinterfragen.

Alexander Röders historische Farce »Faust trifft Luther ...« ist eine dieser Geschichten, die in der Theorie funktionieren, deren Funke aber trotzdem nicht wirklich überspringt. Sein Faust ist nicht die gequälte, nach Wissen dürstende Kreatur, sondern ein Hexenmeister und fauler Sack, der mit seinem willigen Gehilfen Luther entführt und dessen Rolle übernimmt. Inklusiv der Übersetzung, die Luther auf der Wartburg begonnen hat. Der Auftritt des Teufels darf in dieser Geschichte nicht fehlen, aber Faust ist weniger das willige Opfer, sondern der klassisch narzisstische Täter. Das ist ein Spiel mit der Geschichte, aber da Luther zu sehr in seinem Schatten steht und dieser groteske großmäulige Faust so wenig mit Goethes Idee zu tun hat, muss der Leser die Geschichte weniger dem Titel folgend lesen, sondern als historisch-fantastische Geschichte mit einem übernatürlich begabten Faust, der sich natürlich aufgrund seiner Arroganz in Schwierigkeiten bringt. Zumindest findet bei Alexander Röders auch des Pudels Kern statt.

Die KI ist in aller Munde. Karl-Ulrich Burgdorf treibt diese Idee mit »Beichtstuhl« auf eine humorige Spitze. Ein Psychologe mit KI-Spezialisierung wird von einer Frau gebeten, beim örtlichen Bischof für ihren KI-Beichtstuhl in der Kir-

che ein gutes Wort einzulegen, da sie mit ihrem so gute Gespräche führen kann und ein Upgrade dessen Persönlichkeit lösen könnte. Eine humorvolle Farce, die auf eine »übernatürliche« Spitze getrieben wird. Die Geschichte steckt unter anderem mit dem besonderen Kruzifix voller guter, bizarrer und für viele Gläubige auch lästerlicher Ideen, bevor das Ende zwar konsequent, aber auch wenig zu konstruiert erscheint.

Auch »Eve« von Natalie Hofstra leidet ein wenig unter dem konstruierten Plot. Benjamin will die Gemeinde verlassen, was eine Flut von Reaktionen hervorruft. Am Ende unterliegt »Benjamin« einer gänzlich anderen Versuchung, sodass es sich bei dieser Geschichte fast um eine Quadratur des Kreises handelt, die ihren Elan und ihre interessante bodenständige Grundidee in der zweiten Hälfte des nicht zu langen Textes leider aus den Augen verliert, aber zumindest ein zufriedenstellendes und nicht zu offenes Ende präsentiert.

Eine ganze Reihe von eher als Miniaturen zu bezeichnenden Kurzgeschichten ergänzen die einzelnen Storys. Monika Niehaus eröffnet nicht nur die Anthologie, sondern stellt »Eine einzige Frage«, die allerdings berechtigt ist. Sie ist im metaphorischen Sinne einer der Punkt, an dem sich die Diskussionen entfachen, ob es wirklich einen Gott gibt und ob dieser Gott das alles zulässt. Monika Niehaus ist mit einigen Miniaturen vertreten, von denen sich »Gott ... noch'n Versuch« auch mit der schwierigen Kommunikation zwischen den Antagonisten auseinandersetzt. Pointierte Dialoge, ein eher offenes

Ende und wieder ein anderes Götterbild runden diesen kurzweilig zu lesenden Text ab. Nicht selten nehmen die Miniaturen einzelne Szenen aus der Bibel wörtlich und bieten eine gänzlich andere, leider auch realistische Interpretation an: Monika Niehaus zum Dritten in »Höllenssturz«, wo der Fall aus dem Himmel eine gänzlich andere Bedeutung annimmt, wenn man den Blick aus das »Ganze« richtet. Götterbesuch in Donnas Kaschemme dürfen auch nicht fehlen, wobei »Kneipengespräche« auch positiv gesprochen nicht mehr als reine Unterhaltungen zwischen zwei geplagten griechischen tragischen Figuren und den Stammgästen der Kneipe sind.

Die Wiederauferstehung und finale Erlösung als genaue Zeit zu definieren, kann wie bei Karl-Ulrich Burgdorfs »Scheol« bei den Zurückgebliebenen Frust auslösen.

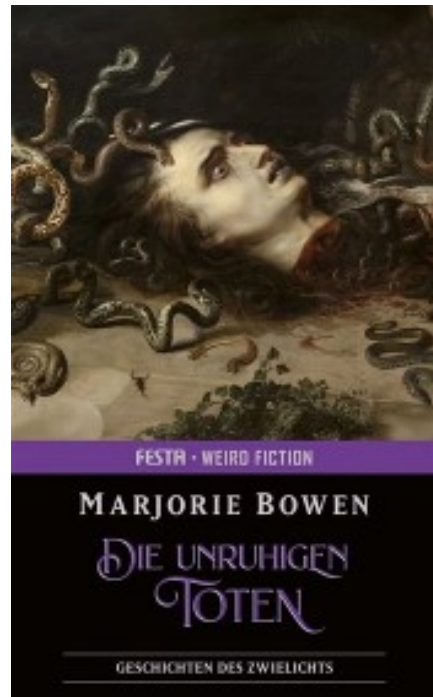
Andere Miniaturen wie Udo Weinbörners »Huckengedrämmelse« wirken eher wie Stilleben, in denen es um den Moment geht, den Eindruck des Augenblicks als eine wirkliche Kurzstory zu erzählen. Auch »Morgengebet« (Uli Bendick) liefert auf ungewöhnliche Art und Weise das, was der Titel verspricht.

Der Amerika-Experte Dietmar Kügler konnte aufgrund seines überraschenden Todes die den Herausgebern versprochene Geschichte nicht mehr schreiben. Aber er stellte ihnen einen ausführlichen Essay über die Kraft der Träume Wakan'yan zur Verfügung. In einem sehr sachlichen, ruhigen Ton geschrieben spannt der Autor einen überzeugenden Bogen von den unterschiedlichen Vorstellungen der verschie-

denen indianischen Stämme bis zum in der Überschrift angesprochenen Thema der kraftvollen Träume. Dieser Artikel »verdet« viele der fantastischen Ansätze dieser Anthologie und unterstreicht, dass man nicht immer zwischen den Sternen nach dem richtigen Glauben suchen muss. Manchmal ist er auch im Zelt nebenan beheimatet.

»C.R.E.D.O.« präsentiert einen sehr bunten und von einer Auseinandersetzung mit dem Glauben per se bis zu lustigen Satiren auf Gläubige/Kirche reichenden Strauß von Miniaturen und Kurzgeschichten. Stilistisch sind alle Texte überzeugend. Vom Weihnachtsmärchen über historische Geschichte zur klassischen Science-Fiction ist inhaltlich für jeden Leser etwas dabei und die teilweise mehrfach vertretenen Autoren wie Monika Niehaus, Karl-Ulrich Burgdorf, Alexander Röder und natürlich Jürgen vom Scheidt/Thomas Landfinder zeigen, wie breit man sich auch als Individuum dem eher als Motto ausgegebenen und nicht sklavisch einzuhaltenden Thema widmen kann. Auch wenn das Titelbild und die Einleitung es implizieren, »C.R.E.D.O.« ist nicht die schwere Kost eines Walter Miller jr. Oder eines James Blish, sondern eine teilweise positiv respektlose Auseinandersetzungen mit den klassisch klischeehaften Ansichten zu Religion und Kirche, aber auch eine konfessionsfreie Reflexion vieler Unsicherheiten und Wünsche/Hoffnungen, die seit Jahrhunderten in den Menschen verharren und selten an die Oberfläche kommen.

(Thomas Harbach)



Marjorie Bowen

DIE UNRUHIGEN TOTEN

Festa Verlag, Originalausgabe, Januar 2026, Übersetzung von Andreas Fliedner, Hardcover, 512 Seiten, Vorzugsausgabe ohne ISBN

Der viel zu früh verstorbene Übersetzer und Literat Andreas Fliedner präsentiert mit »Die unruhigen Toten« eine seiner letzten Arbeiten. Sorgfältig hat er die verschiedenen Geschichten aus dem Zwielicht – der Untertitel ist treffend, da es sich nicht grundsätzlich um Geistergeschichten handelt und der Leser bei einigen Texten das unbestimmte, vielleicht auch unbestimmbare Gefühl hat, eine frü-

he Inkarnation der »Twilight Zone« zu betreten – ausgesucht, übersetzt, das handlichen Hardcover mit zahlreichen Fotos der Autorin versehen und schließlich ihr Leben, aber auch ihr fantastisches Werk im Gesamtkontext ihrer mehr als einhundert Romane und unzähligen Kurzgeschichten eingeordnet. Wer bislang wenig über die Autorin gehört oder gelesen hat, sollte mit der ersten Hälfte des Nachworts anfangen, um sich einen guten Eindruck zu verschaffen, bevor Andreas Fliedner in der zweiten Hälfte seines Textes auf die einzelnen Geschichten nicht nur aus dieser Sammlung eingeht.

Zweimal unglücklich verheiratet hat Marjorie Bowen mit ihrer Schriftstellerei – sie nutzt eine Reihe von Pseudonymen – den Lebensunterhalt für ihre Kinder, leider auch ihre Männer und sich selbst erschrieben. Vieles lässt sich ihrer Autobiografie entnehmen, dem einzigen Buch, das sie unter ihrem Geburtsnamen publiziert hat.

Die hier gesammelten Geschichten fallen grob in drei Kategorien. Der erste Unterschied wäre »Geister«-Geschichte oder eher traumatische Vision. Bei den Geistergeschichten lässt sich noch einmal teilen, wie die Miniaturen »Der Unfall« – ein Mann sieht nach einem schweren Autounfall seinen persönlichen Feind als Geist, aber es ist eine Frage der Perspektive – zu Beginn der Sammlung und am Ende »Eine hartnäckige Frau« – die Frau an seiner Seite wird ihn nie mehr verlassen – beweisen. Einmal sind es die Erzähler, welche nicht ahnen, dass sie inzwischen Geister sind und trotzdem noch Kontakt mit ihrer Umwelt haben. Auf der anderen Sei-

te begegnen die Erzähler Geistern, ohne dass sie es ahnen. Erst Hinweise vonseiten Dritter machen sie auf diese Besonderheit aufmerksam.

Die erste längere Geistergeschichte ist »Der Crown-Derby Teller«. Vor einigen Jahren hat Martha Pym ein Porzellanset auf dem Lande gekauft. Nur ein Teller fehlte. Als sie Freundinnen besucht, nutzt sie die Chance, um noch einmal zu der Cottage zu fahren, und nach dem Teller zu fragen. Die Bewohnerin des heruntergekommenen Hauses erfüllt ihr in doppelter Hinsicht ihren Wunsch. Schon die erste Zeile mit dem starken Hinweis, dass Martha Pym laut eigener Aussage bislang noch keinen Geist gesehen, dieser ihr aber gerne zur Weihnachtszeit erscheinen kann, unterstreicht den Verlauf der Handlung. Die Geschichte ist wie die meisten Texte dieser Sammlung sehr ruhig mit einer Betonung auf morbider Atmosphäre und weniger direkter Bedrohung aufgebaut. Natürlich ahnt der Leser, wem Martha Pym begegnet, aber da sich Marjorie Bowens Geister nicht selten sehr gesittet und wohl erzogen benehmen können, ist es nur auf den zweiten Blick ersichtlich.

»Ann, die Dunkle« ist eine weitere »Geistergeschichte«. Der Erzähler ist ein langweiliger Forscher, der seine persönliche Tragödie erzählt. Er erbt ein Haus und in der Stadt lernt er eine junge Frau kennen, die dort einen Antiquitätenladen voller Plunder betreibt. Er vernachlässigt seine Forschungen, will nur noch Zeit mit der im Titel genannten dunkelhaarigen Frau verbringen. Als er doch einen besonderen Forschungsauftrag in der Schweiz annimmt, bricht wieder das vielleicht auch

nur in seinem willigen Geist bestehende Beziehungskartenhaus zusammen.

Von der Struktur her ist »Ann, die Dunkle« eher eine simple angelegte Geschichte, in welcher die lange Exposition, die Betonung der wirklich langweiligsten Forschungsangelegenheit und schließlich das kleine blaue Kästchen in der Hand des Erzählers eher ablenken.

Im letzten Drittel der Story kann der Leser die einzelnen Versatzstücke erkennen, auch wenn Marjorie Bowen trotzdem eine seltsam beunruhigende, aber nicht wie in einigen anderen Texten verstörende Atmosphäre erschafft. Ihre Geister kennen nur zwei Extreme. Entweder sind sie sich ihrer neuen Existenz (noch) nicht bewusst oder sie sind rachsüchtig. Die erste Inkarnation ist eher harmlos und schafft es sogar, eingefleischte Junggesellen wieder ins Alltagsleben zurückzubringen, bevor sie wieder in den Abgrund gestoßen werden. Die zweite Gruppe ist dagegen meistens direkt oder indirekt tödlich.

Auch »Florence Flannery« verbindet in gotischer Manier – Daphe Du Maurier sollte in dieser Hinsicht mit »Rebecca« einen frühen Höhepunkt setzen – die niemals ruhende Vergangenheit mit der gefährlichen Gegenwart. Vor dreihundert Jahren lebte eine Florence Flannery sehr unglücklich in einem abgelegenen Landhaus. Dreihundert Jahre später verheiratet sich eine Schauspielerin mit gleichen Namen mit einem der armen Nachkommen der ersten Florence Flannery. Übermütig kratzt sie mit ihrem Ehering unter den Namen und das Jahr 1500 das heutige Jahr 1800. Natürlich ahnt der Leser mehr als

die Protagonisten, dass sich die Ereignisse wiederholen werden. Auf eine nicht nur tragische, sondern sehr bizarre Art und Weise, welche Elemente aus der noch vorzustellenden Kurzgeschichte »Der Affe in uns« variiert. Zu den Stärken Marjorie Bowens gehört nicht nur die Beschwörung einer erdrückenden viktorianischen Atmosphäre, sondern die Charakterisierung von wirklich unsympathischen Protagonisten, die entweder der gehobenen Gesellschaft angehören – bis auf ihren Adelstitel haben sie die geerbten Vermögen verspielt, versoffen oder verhurt – oder aus der Gosse stammen. Bei Letzteren handelt es sich vor allem um gefallene Mädchen, Schauspielerinnen, die wie Motten vom Licht durch die Adelstitel angezogen werden. Diese Beziehungen enden meistens tragisch, wie schon die erste Story dieser Sammlung »Ambrosines blondes Haar« deutlich gemacht hat. Das Finale verfügt über eine der seltsamsten Wendungen dieser ganzen Sammlung, wird aber dank einiger Hinweise auch gut vorbereitet.

Auch wenn der Titel der Kurzgeschichte »Sie fanden mein Grab« hinsichtlich der Erzählperspektive nicht richtig ist, aber deutlich dramatischer klingt, fasst die kurze Zeile den Inhalt der Story und vor allem den entsprechenden Wendepunkt sehr gut zusammen.

Ada Trimble ist eine intelligente und durchsetzungsfähige Frau, die in der Zeit, in welcher die Geschichte spielt – wahrscheinlich die Zwanziger- oder Dreißigerjahre – mit beiden Beinen auf dem Boden steht. Der Gegenentwurf zu ihrer besten Freundin Helen, welche Ada zur Teilnah-

me an den Séancen im »Bloomsbury«-Tempel abhält. In erster Linie Ada, aber auch unbewusst Helen ist klar, dass es sich trotz der kostenlosen Teilnahme um Scharlatane handelt, welche mittels anderer Wege den leichtgläubigen Teilnehmern und verzweifelt Kontakt mit ihren verstorbenen Menschen aufsuchenden Menschen das Geld aus der Tasche ziehen.

Bis in die erste Sitzung herein etabliert die Autorin den Kontrast zwischen dem angeblichen Kontakt mit den Toten und der eher biederen bis armselig wirkenden Ausstattung des Raums. Ganz bewusst lässt Marjorie Bowen alle Möglichkeiten – Bauchredner, Texte von dem laufenden Grammophon, möglicherweise versteckte Lautsprecher – vor den kritischen Augen Adas durchlaufen. Normalsterbliche Geister berichten Allerweltsdinge, die sich in jede Richtung interpretieren lassen. Bei bekannteren Persönlichkeiten könnten die verschiedenen Personenlexika oder die Chroniken gewälzt worden sein, damit die Informationen stimmen. Es gibt zwar keine Beweise in die eine oder in die andere Richtung, aber stellvertretend für die Erzählerin macht Ada im direkten Kontrast zu ihrer devot naiven Freundin Helen deutlich, dass es sich um Betrug handeln muss. Zumal das Medium sich auch noch Astra Destiny nennt und über ein verkäuferisches Talent verfügt.

In der Séance tritt allerdings ein weiterer Geist auf, der neben seinem egomanischen Gehabe auch über eine Spur weiblicher Bosheit verfügt. Der perfekte Beweis für Ada, dass es sich um Betrug handelt. Und doch ist dieser potenzielle Geist an-

ders. Er verweist immer wieder auf sein Leben, in dem er von den Menschen als besonderer Geistesmensch bewundert worden ist. Seine Grabstelle wird gehegt und gepflegt. Es ist eine Pilgerstelle für die ihm in trauernden Menschen, Schüler. Gabriel Letourneau erweckt Ada Aufmerksamkeit vor allem durch sein eher ungeistliches Gehabe während der Sitzungen. Im Gegensatz zu Helen, die sich schließlich abwendet, kehrt Ada immer wieder zurück. Parallel treibt sie ihre Erkundungen in Frankreich voran, um das Grab zu finden.

Eine Schwäche, aber hinsichtlich der Handlungsentwicklung notwendig ist die Entfremdung zwischen Ada und ihrer Freundin. Zu Beginn ist Helen die Leichtgläubige, die sich leicht einfangen lässt, während Ada standfest in ihren Überzeugungen und bissig in Bezug auf ihre Kommentare sowie Bemerkungen zu den Sitzungen wirkt. Ada wird mehr und mehr in den Bann des einen Geistes und seines Grabs gezogen, während Helen plötzlich und abseits der Haupthandlung aufzuweichen scheint. Sie beginnt zu reisen, schreibt nur noch sporadisch Briefe und bricht dann den Kontakt ab. An dieser Szene erkennt der Leser auch, über welchen Zeitraum die Handlung grundlegend spielt. Das wird erst in diesen Augenblicken wirklich bewusst.

Lange Zeit betrachtet Marjorie Bowen ihre Geschichte eher als Farce, wenn nicht sogar als Parodie auf die immer stärker werdende Bewegung hin zum Aberglauben, zu Séancen und dem angeblichen Kontakt mit den Toten. Nicht nur in Berlin während der Weimarer Republik war die-

se »Sucht« nach dem Jenseits deutlich spürbar. Auch Arthur Conan Doyle hat nach dem Verlust eines Teiles seiner Familie während des Ersten Weltkriegs immer wieder den Kontakt mit dem Jenseits gesucht. Aber Marjorie Bowen überspannt absichtlich den Bogen. Alles wirkt gekünstelt, auf den Effekt hin konstruiert, um »wahr« zu sein.

Als der Titel der Geschichte »Sie fanden mein Grab« wahr geworden ist, dreht sich in der finalen Sitzung des Plots und der Ton wird dunkler. Die zynische Pointe unterstreicht, dass es sich bei der vorliegenden Story um ein Gruselwerk handelt. Sie ist perfekt getimt, kommt aus dem Nichts und ist weiterhin für das Umfeld, aber nicht mehr den Leser unerklärlich. Für einen Moment verlässt der Leser den Zeugenstand, die Beobachterposition und rückt ganz nahe und neben Ada als einziger direkt an den Moment heran. Er erhält so auf eine subtile, subjektive und schockierende Art und Weise den finalen Einblick. Aber schließlich realistisch betrachtet doch alles Zufall ist oder die Entlarvung eines narzisstischen Geistes diese Reaktion hervorgerufen hat, steht auf dem imaginären Blatt der Fantasie.

Das Ende rundet aber den vorliegenden kurzen Text auf einem dunklen Ton ab, den der Leser angesichts Adas süffisanter Beobachtungen zu Beginn der Story niemals vermutet hätte. Nicht nur aus diesem Grund ist die posthum dem »Twilight Story Zyklus« zugeordnete Geschichte lesenswert und gehört zu den großen und doch intimen Texten, die sich mit dem Übernatürlichen per se, aber auch dem Subgenre der Medien/Séancen/Geis-

terbeschwörungen im Detail auseinanderzusetzen. Auch wenn der Leser anfänglich ein wenig das Gefühl hatte, als wären Schillers »Geisterseher« und Robert Krafts »Der Graf von St. Germain« mit ihrem Hang, den Kontakt zur Geisterwelt als Farce zu entlarven, die Paten dieser Geschichte.

Einer der frühesten Texte ist »Der Schildermaler und die Kristallfische«. Viele Motive wird der Leser in ihren anderen Geschichten wieder finden. Lord James Fontaine trifft auf den in ärmlichen Verhältnissen lebenden Schildermaler Cranfield, der ihm ein besonderes Wappen malen soll. Am besten wie das Wappen, das Cranfield für die eigene Familie gemalt hat. Durch das Interesse zu den besonderen Kristallfischen nähern sich die beiden Männer ein wenig an, bleiben aber irgendwie Rivalen. Neben dem Interesse an den beiden einzigen oder letzten Kristallfischen auf der Welt geht es um die Liebe zu einer Zigeunerin und einem seltsamen Lied, das in besonderen Momenten angestimmt wird. Der frühen Geschichte fehlt noch der konsequent entwickelte Handlungsbogen und viele Fragen bleiben letztendlich offen. Aber das Zusammentreffen von Männern bzw. Menschen aus unterschiedlichen Standesschichten; ein Fluch über Generationen und schließlich die Idee, das Geister neben den Menschen existieren können, ohne dass man ihrer Präsenz sofort gewahr wird, sind Elemente, welche Marjorie Bowen in vielen der hier gesammelten Storys wieder aufgreifen und deutlich nuancierter beschreiben wird.

Auch »Elsies einsamer Nachmittag« ist eine dieser willight-zone-artigen Ge-

schichten, in denen die »Geister« der Fantasie der ein wenig naiven, sechs Jahre alten Erzählerin entsprungen sein könnten. Die Geschichte hat eine dunkle, märchenartige Atmosphäre. Elsie lebt bei ihrer kranken Großmutter, die wie Scrooge geizig und bettlägerig ist. Anscheinend kommt immer wieder ein Onkel Tom – die Großmutter sagt, dass es keinen Onkel gibt –, der sie um Geld anbettelt. Elsie fühlt sich in dem Haus nicht wohl, wird eher mäßig ernährt und hat vor allem Angst. Als der angebliche Onkel Tom sie um einen Gefallen bittet, ahnt sie nicht, dass sie vom Regen in die Traufe fällt.

Der absichtlich naive Grundton, in dem die Geschichte erzählt worden ist, bestärkt die nihilistische Atmosphäre der Geschichte. Die morbide Stimmung im Haus, die fast als Karikaturen gezeichneten Protagonisten und Elsie, die allerdings über ein schlechtes Gewissen verfügt, als sie sich ihren größten Wunsch zu erfüllen sucht. Gegen Ende tritt Marjorie Bowen als allwissende Erzählerin auf und beleuchtet den perfiden Plan des Onkel Tom, wobei Elsie die eigentliche Verliererin und irgendwie auch wieder Gewinnerin ist.

»Der Höllenbischof« ist eine ihrer bekanntesten Geschichten. Es ist auch die Titelstory einer Zusammenstellung ihrer fantastischen Arbeiten, die kurz nach dem Zweiten Weltkrieg veröffentlicht und in den angelsächsischen Ländern immer wieder nachgedruckt wird.

Der Titel bezieht sich auf das einzige fantastische Element, das Marjorie Bowen anfänglich eher als abfällige Bemerkung, im Epilog dann effektiv in die klassische Standesgeschichte integriert. Der Text kä-

me auch ohne diese finale Begegnung aus, aber es ist ein effektives, ein prägnantes Ende. Nicht selten agierte Marjorie Bowen hinsichtlich der übernatürlichen Begegnungen subtil und ließ sie in der Fantasie der unwissenden Protagonisten sowie an deren Seite den überraschten Lesern wachsen. Das ist hier nicht der Fall. Dieses finale Bild bleibt dem Leser länger im Gedächtnis als die sich windende Geschichte um einen rücksichtslosen Lebemann und natürlich auch nur zweiten Seiten eines reichen Earls, der sein Geld immer wieder mit Wein, Weib und Spielen durchbringt. Was interessieren ihn die Schulden von morgen? Höhepunkt ist, dass er die junge attraktive Frau eines Offiziers der britischen Armee und Adligen verführt und mit ihr durchbrennt. Nicht weil er sie liebt, sondern weil er es kann. Der gehörnte Ehemann schwört Rache für den Moment, in dem der Mann wieder britischen Boden betritt. Als durch eine familiäre Katastrophe die große Erbschaft des verstorbenen Earls lockt, überschlagen sich die Ereignisse.

Lange Zeit bedient Marjorie Bowen in diesem Text die typischen Klischees britischer Gesellschaftsliteratur. Der Schwere- nöter, die ihn ignorierende Erbfolge, der gutbürgerlich situierte Erzähler und schließlich das finale Duell auf Leben und Tod.

Aber die Autorin fügt auch immer wieder perfide, fast sadistische Seitenhiebe in die laufende Handlung ein. So bestraft der gehörnte Ehemann den Schwere- nöter auf eine gänzlich originelle und ihn entstellende Art und Weise. Sein finales Schicksal ist eine Kausalkette von Zufäl-

ligkeiten und die ewige Strafe ist so effektiv und mahnend gewählt, das sie dem Leser – wie schon erwähnt – sich förmlich ins Gedächtnis brennt. Eine sich langsam steigernde, sehr gut entwickelte Geschichte, in welcher die Autorin ein sichtliches Vergnügen hat, die Antagonisten dreidimensionaler zu charakterisieren als die ein wenig stereotyp und blass erscheinenden Helden.

»Wie Ann Leete Gerechtigkeit fand« ist eine der besten übernatürlichen Geschichten dieser Sammlung. Das liegt nicht unbedingt alleine am originellen Plot, sondern die Zeichnung der Nebenfiguren ist ausgesprochen dreidimensional und der mittlere Abschnitt der Geschichte inklusive eines wunderbaren und doch melancholischen Happy Ends überdurchschnittlich ausgestaltet. Der Erzähler bewundert das Porträt einer wunderschönen Frau in einem grünen Gewand. Sie soll vor siebzig Jahren gestorben sein. Er findet durch einen Zufall eine Brosche, die ebenfalls in dieser Zeit entstanden und auf dem Bild verewigt worden ist. Seine Recherche führt ihn zum Goldschmied, der die Brosche angefertigt hat. Der einhundert Jahre alte Mann erzählt ihm die Geschichte von Ann Leete. Im Gegensatz zu einigen anderen Kriminalgeschichten in dieser Sammlung konzentriert sich Marjorie Bowen am Ende auf eine übernatürliche Wendung. Sie doppelt die Ereignisse, denn in der Vergangenheit könnte es eine Manifestation des schlechten Gewissens sein, welche den Täter nur bedingt überführt; in der Gegenwart ist es die Erscheinung, welche schließlich der ganzen Tragödie eine versöhnliche Note

schenkt. Neben den überzeugend entwickelten Figuren ist es vor allem die Suche nach weitere Puzzlestücken, welche den Erzähler – und damit an seiner Seite die Leser – zu exotischen Orten im alten Europa führt.

Zu den bizarrsten Liebes- und vielleicht auch Geistergeschichten gehört »Verwesung«. Ein kreativer junger Mann heiratet schließlich reich. Das Paar zieht in ein einsames Landhaus und der Mann lädt einen Freund zu Besuch ein. Anfänglich scheint alles perfekt zu sein. Wäre da nicht der seltsame Geruch, der vor allem über allem liegt, was sich im Haus aufhält.

Wie bei einem Theaterstück zieht die Autorin den Vorhang immer weiter zur Seite und präsentiert schließlich in diesem perversen Kammerstück eine Art Stilleben. An der Seite des mehr und mehr verstörten Augenzeugen und Erzählers verfolgt der Leser den Verfall zweier junger Menschen, wobei nicht klar erkennbar ist, was die Ursache ist. Am Ende präsentiert Marjorie Bowen zusätzlich eine moralische wie bitterböse Pointe, sodass der Leser nach Lektüre des Nachworts das unbestimmte Gefühl hat, als wolle die Autorin mit ihren beiden eigenen Ehemännern abrechnen, die sie mit ihrer Schriftstellerei ernähren musste. Zynisch, pervers und im Rahmen dieser Sammlung einzigartig morbide ist »Verwesung« ein weiterer Höhepunkt, der aus dem Rahmen der hier gesammelten Geschichten fällt.

In die Kategorie der vorausseilenden Visionen oder besser vorgehenden Albträume fällt die eigentliche Auftaktgeschichte »Ambrosines blondes Haar«. Sie

spielt während der Französischen Revolution, als auf den Straßen Frankreichs die Köpfe rollten. Der Erzähler muss in wenigen Tagen eine bestimmte Mission erledigen und am Haus seiner ehemaligen Geliebten Ambrosine vorbei, die bestialisch ermordet worden ist. In Albträumen sieht er sich an der Seite des Mörders das Haus noch einmal betreten. Aufgrund der Struktur der Geschichte ahnt der Leser nicht nur bei diesem Texte, welchen Verlauf die Handlung haben wird. Aber Marjorie Bowen beschreibt die morbide Atmosphäre während der Französischen Revolution eindringlich, ohne zu sehr in die Details zu gehen, sodass sich der Mord an der jungen Frau fast beiläufig in das Geschehen einordnet.

In »Das Rezept« wechselt die Autorin bedingt durch die Erzählerin die Perspektive. Das ist ungewöhnlich, aber interessant. Eine Séance mit einem Hinweis auf ein Verbrechen in der Nähe – nicht selten gibt es bei Marjorie Bowen Unterschiede hinsichtlich der örtlichen bzw. zeitlichen Nähe, was den Ablauf der Plots beeinflusst – lässt die Teilnehmer eher verblüfft zurück, da wirklich nichts den Beschreibungen entspricht. In der zweiten Hälfte berichtet ein Arzt von einem nächtlichen Besucher mitten in seinem Zimmer, der um Hilfe bittet. Der Fall ist in mehrfacher Hinsicht seltsam, da der Arzt sich privat in der Gegend aufhält, niemand dem Eindringling wirklich die Tür geöffnet hat und die im Sterben liegende Frau an einer seltsamen Erkrankung »leidet«. Später versucht der Arzt, die einzelnen Schritte in dieser Nacht zu rekonstruieren, was auf der einen Seite natürlich zur Aufklärung

führt, auf der anderen Seite den Bogen-schlag zur Séance darstellt.

Diese Zweiteilung tut dem Plot gut. Zu oft laufen Marjorie Bowens gut geschriebene Geistergeschichten nach einem etablierten Schema ab, was dem Leser die Möglichkeit gibt, seinen Protagonisten meilenweit voraus zu sein. Auch in »Das Rezept« ahnt man, wie der weitere Verlauf ist, aber die Spannungskurve ist deutlich zufriedener stellender und die einzelnen Teile fallen erst gegen Ende zusammen.

Immer wieder hat Marjorie Bowen auch die Genregrenzen des guten Geschmacks ausgetestet, wenn sie wie in »Tollkraut« als auch »Incubus« den guten Geschmack oder die Pietät den Toten gegenüber in die Ecke verfrachtete. »Tollkraut« beschreibt den ungeplanten Besuch in einem heruntergekommenen Haus. Die Adligen wollen nicht mehr durch den Sturm reiten. Im Nebenzimmer liegt ein Toter, der ausgerechnet einem der beiden Adligen gewaltige Hörner aufgesetzt hat, weil er immer hinter seiner Frau her gewesen ist. Die beiden Feiglinge sehen jetzt die Chance, sich am Leib des Verstorbenen zu rächen.

Der Leser ahnt wie bei einigen anderen Texten das Ende des Plots spätestens ab der Mitte der Geschichte. Trotzdem kann er sich der bizarren Faszination dieser morbiden Story nicht entziehen, in welcher natürlich die »Guten« am Ende auch bestraft werden.

In »Incubus« besucht ein Mann eine besondere Grabstätte in der Nähe eines Klosters. Er beschreibt ausführlich, wie der Name des Toten vom Grabstein getilgt

worden ist. Welche Verbindung der Tote und der Besuch final haben, wird es während des Epilogs deutlich. Während »Tollkraut« eine seltsame morbide Rache-an-einem-Toten Geschichte ist, überzeugt »Incubus« durch die erdrückende, nihilistische Stimmung und vor allem die unbestimmbare Verbindung zwischen dem Besucher und der »Leiche« deutlich mehr.

Beide Geschichte lassen sich nicht mehr an anfänglich aufgezählten Kategorien zuordnen, sodass die markant unterstreichen, welche Bandbreite Marjorie Bowen als Autorin phantastischer, aber sehr selten in ihrer eigenen Gegenwart spielenden Gruselgeschichte wirklich hat.

Alle Texte sind nicht nur dank der guten Übersetzung stilistische Kleinode, in denen es noch mehr auf die gesellschaftlichen und sozialen Details ankommt als die klassischen, manchmal auch ein wenig stereotypen Handlungsbögen. Nur selten durchbricht Marjorie Bowen wirklich die Erwartungen der Leser. In diesen Fällen liefert sie absolute Kleinode der spätviktorianischen Fantastik, auch wenn die Geschichte alle im 20. Jahrhundert entstanden sind.

Neben »Sie fanden mein Grab« aus der Reihe »Kabinett der Phantasten« stellt »Die unruhigen Toten« einen weiteren Beweis dar, welche Autoren und vor allem auch Autorinnen noch ihrer Neuentdeckung harren.

(Thomas Harbach)



Rainer Erler

DIE LETZTEN FERIEEN

AndroSF 197, p.machinery, Winnert, Februar 2026, 282 Seiten, Paperback, ISBN 978 3 95765 498 4

Zwischen den ersten drei Teilen seines »Blauen Palais« – 1974 – und den letzten beiden Folgen »Unsterblichkeit« und »Der Gigant« – 1976 – inszenierte Rainer Erler zwei Filme: den zynischen Streifen »Die Halde« und den klassischen Thriller im grellen Sonnenlicht des Mittelmeers: »Die letzten Ferien«.

1981 erschien die Romaninterpretation Erlers als reichhaltig aus dem Film bebildertes Taschenbuch. Ohne Fotos erschien der Text einige Jahre später im Ullstein

Verlag. Jetzt liegt der Roman in Michael Haitels p.machinery als Neuausgabe mit dem nicht mehr verfilmten Drehbuch »Subabaya« eine Neuausgabe im Rahmen der Werkedition wieder vor.

Heute erscheint »Die letzten Ferien« im Schatten der zweiten Zusammenarbeit Rainer Erlers mit Jutta Speidel »Fleisch« in Vergessenheit geraten zu sein. Dabei hatte Rainer Erler die erst zwanzig Jahre alte Jutta Speidel noch vor ihrem Abschluss an der Münchner Schauspielschule für diesen klassischen Thriller engagiert.

Wie »Fleisch« – 2007 – haben Pro7 bzw. Sat.1 auch »Die letzten Ferien« neu verfilmt. Jutta Speidel spielte in »Einladung zum Mord« die Mutter.

Den Charme des Originals – einem der erfolgreichsten Fernsehfilme des Jahres 1975 – konnte die Neuverfilmung nicht erreichen. Heute wirkt der Blick auf »Die letzten Ferien« neben der spannenden Handlung wie eine Zeitreise in die Vergangenheit, als der Massenflugtourismus den Einheimischen den Lebensraum auf den Balearen zu nehmen begann. Die kritischen Töne finden sich verstärkt in Rainer Erlers deutlich umfangreicher Romanvariation.

Familie Rehberg fliegt nicht nur zum Urlaub nach Lanzarote. Für die Tochter Beate – Jutta Speidel – sollen es »die letzten Ferien« sein. Zusammen mit der ungeliebten, teilweise neuen Familie. Sie ist gerade von einem sündhaften teuren Internat geflogen. Allerdings wird sie bald achtzehn und erbt auf den Kanarischen Inseln alleinig das Vermögen ihres Vaters. Der ist vor einigen Jahren an einem Herz-

infarkt gestorben. Auf den Kanaren hat er vor vielen Jahren mit Schwarzgeld aus seinem Immobiliengeschäft billig Land gekauft, das inzwischen touristisch erschlossen ist. Am Ende des Films bzw. Buches erfahren die Zuschauer/Leser, dass mehr als 2,4 Millionen Mark auf Beate warten.

Der Weg in die Freiheit, denn ihre Mutter – Margot Leonhard – hat nach dem Tod ihres Mannes Manfred Rehberg – Veit Relin – geheiratet, einen schmierigen Anwalt.

Für Beate ist es der erste Flug. Rainer Erler gelingt es, die zahlreichen auf Beate einstürzenden Eindrücke des Frankfurter Flughafens an einem Abreisetag in kurzen, präzisen Sätzen festzuhalten. Immer wieder finden sich aber klein Anspielungen auf die kommenden Ereignisse und mindestens einen Passagier des Fluges, den sie eigentlich nicht sehen dürfte. Im Film ist dieser Vorgriff sicherlich leichter zu inszenieren als im Buch. Aber Rainer Erler beherrscht spannungstechnisch beide Medien, sodass der Ablauf der Handlung klar skizziert worden ist. An Bord des Flugs mit Sektkläsers in der Hand fällt dann zum ersten Mal der fatale Titel des Films: »Die letzten Ferien«. Wie ein roter Faden mit zahlreichen Interpretationen ziehen sich diese drei Worte durch den Plot. Beate ist – wie ihre Familie – bis weit in das erste Drittel des Films nicht nur ein verwöhnter Teenager, im Grunde ist sie ein schwieriger Charakter. Sie ist widerborstig, aggressiv, eingebildet und arrogant. Sie ist attraktiv, aber auch in ihrem tiefsten Inneren unsicher.

Jutta Speidel gelingt es in ihrer ersten Rolle, diese verschiedenen Widersprüche

gut gegenüberzustellen und Beate zu einem tragischen Opfer der Intrige zu machen.

Rainer Erler agiert gerne doppeldeutig. Es könnten Beates »letzte Ferien« als Minderjährige sein. Als Schülerin. Als armes Kind. »Die letzten Ferien« mit ihren Eltern. Oder generell ihre »letzten Ferien«. Aber abschließend sind es möglicherweise nicht ihre »letzten Ferien«.

In der Tradition der französischen Nachkriegsthiller wie »Diabolique« bleibt vieles offen. Alle Aussagen sind richtig und gleichzeitig falsch. Wie routiniert Rainer Erler den Plot gestaltet hat, zeigt sich am Ende der Geschichte, wenn alle Versatzstücke zusammengefallen sind und die Begrifflichkeit der »letzten Ferien« plötzlich auf fast alle Aussagen zu trifft.

Auf Lanzarote lernt sie den charmannten Miguel – Dieter Laser – kennen. Das Gesicht kommt ihr vertraut vor, sie kann ihn aber nicht einordnen. Geschickt spielt er mit der emotional unsicheren Frau, lädt sie auf einen Ausblick über die Insel ein, zeigt ihr die Besonderheiten der Insel wie die Vulkanlandschaft in den Montañas del Fuego im Timanfaya-Nationalpark. Viele von Rainer Erlers Filmen nach »Die Delegation« bringen dem deutschen Fernsehzuschauer die Welt in ihre Wohnzimmer.

Es wird nicht nur in »Die Delegation«, sondern vor allem auch in der Miniserie »Das blaue Palais« viel gereist. Später geht es mit »Fleisch« in die USA, einige Filme wie »News – Bericht über eine Reise in eine strahlende Zukunft« enden in Rainer Erlers späterer zweiter Heimat Australien. Die Welt ist Rainer Erlers Bühne,

während Dieter Wedel mit seinen Blockbustern später das Drama auf die Mattscheibe bringen sollte.

In den Buchinterpretationen ersetzt Rainer Erler die langen, immer an den Originalschauplätzen gedrehten Urlaubspassagen in einem dunklen Unterton durch ausführliche, mahnende Beschreibungen. Dabei bemüht sich der Autor Erler, das Tempo seiner Geschichten und die unterliegende Spannung nicht zu unterminieren. Der Plot von »Die letzten Ferien« macht es ihm in dieser Hinsicht deutlich leichter, denn die Vulkanlandschaft ist der perfekte Hintergrund, um über Unfälle und Tod zu philosophieren.

An einem einsamen Strand nach dem ersten gemeinsamen Sex – Rainer Erler verschweigt, ob Miguel Beate entjungfert, vieles spricht aber dafür – unter der Beobachtung des amerikanischen Hippies Gordon aus dem Schutz seiner abgeschiedenen gelegenen Höhle fahren sie mit einem Boot auf das Meer hinaus. Miguel fordert Beate zuerst auf, freiwillig ins Wasser zu gehen, nachdem er sich sadistisch erkundigt hat, ob sie die Strecke zurückschwimmen könnte. Nachher nutzt er Gewalt.

Im Film – der Trailer verrät schon fast zu viel vom Plot – wirkt die Szene brutaler und effektiver. Rückblickend relativiert Rainer Erler in der Romanvorlage vielleicht noch mehr als im Fernsehrama Miguels Handeln. Er ist kein klassischer Killer. Kein eiskalter Mörder. Wie fast alle Protagonisten ist er eine Marionette, getrieben vom Geld, das seit Jahren in der Verwaltung eines spanischen Notars auf einen neuen Besitzer wartet.

Miguel lässt Beate auf dem Meer zurück. Unter normalen Umständen müsste sie irgendwann in dem kalten Wasser die Kraft verlieren und ertrinken. Ein perfekter Badeunfall. So perfekt, dass Miguel gezwungen ist, die Tat noch einmal unter anderen Umständen und mithilfe von Schlaf-tabletten zu wiederholen. Dieses Mal hat Miguel alles besser unter Kontrolle.

Rainer Erler driftet ein wenig ab, wenn die Rettung aus einem Instinkt heraus erfolgt. Der Hippie Gordon sieht nur Miguel mit dem Boot zurückkommen. Er verhält sich auffällig und wirkt nervös. Deswegen entschließt sich Gordon, ein Feuer am Strand zu machen. Der Lichtschein ermöglicht Beate, mit einem starken, für sie bislang unbekanntem Willen zum Ufer zu schwimmen. Gordon bringt sie in seine Höhle und versorgt sie.

In jedem klassischen Thriller wäre der Moment der Wiederauferstehung auch der Wendepunkt der Handlung. Aber Rainer Erler ist inzwischen mit seiner Erfahrung deutlich routinierter. Beate ist von den Toten zurückgekehrt, aber sie muss das Leben noch lernen. Abseits des Reichtums ihrer Eltern, der ja bald ihr Geld sein wird.

Ein wichtiger Mittler ist Mike – Udo Vioff. Mike ist ein Fahnenflüchtiger, er hat sich geweigert, dem Einberufungsbefehl nach Vietnam zu folgen. Stattdessen versteckt er sich auf Lanzarote. Mike liebt das Schachspiel. Das Schachspiel ist für ihn ein Muster des Lebens. Jeder ist irgendwann einmal am Zug, aber nur, wer seine Züge taktisch clever plant, kann gewinnen.

Oder im Falle Beates überleben. Unmittelbar nach ihrem »Tod« verhält sie sich unter Schock noch ambivalent. Rai-

ner Erler gesteht ihr Fehler zu. Mit ihrem Pass wäre die Scharade sehr früh zu Ende. Diese Chance lässt sie verstreichen.

Miguel provoziert sie – zu diesem Zeitpunkt noch unwissend und naiv – und er wird dadurch gezwungen, weitere Verbrechen zu begehen. Am Ende hat er drei Menschen auf seinem Gewissen. Oder vier ..., denn er ist schon als Mörder angeheuert worden.

Erst dank Mike beginnt Nina, fokussierter zu agieren. Übernimmt die Rolle ihres Doppelgängers und beginnt das Spiel zu kontrollieren. Rainer Erler setzt in der zweiten Hälfte des Plots auf eine Reihe von Möglichkeiten. An jeder Stelle könnte für Beate das Spiel zu Ende sein. Anfänglich ohne Papiere, der örtlichen Sprache nicht mächtig, wäre sie ein Spielball der Behörden. Mit Papieren ausgestattet reicht es nicht, ihre Eltern und Miguel der örtlichen Polizei zu überstellen. Nur in Frankfurt könnte sie in der Theorie den Spieß umdrehen. Aber bis Frankfurt und dem potenziellen Rückflug ist noch viel Zeit, die Beate als Fremde in einem fremden Land, das für Millionen von Menschen zu einem nicht mehr exotischen Urlaubsparadies werden sollte, überstehen muss.

Mike ist eher eine passive Hilfe. Selbst auf der Flucht und bei einer Verhaftung dem Risiko ausgesetzt, in die USA ausgeliefert zu werden, ist er mit seiner fatalistischen Einstellung der Schlüssel zur Selbsthilfe. An seiner Seite beginnt Beate zum ersten Mal, zu agieren und nicht mehr ausschließlich zu reagieren. Mit dieser inneren Wandlung, eine Fokussierung auf das Wesentliche und schließlich mit der Konfrontation mit dem Erbe ihres Va-

ters – nicht aus monetärer, sondern ökologischer Sicht – wird sie zu einer jungen, für ihr Alter reifen und damit für den Leser/Zuschauer auch sympathischen Frau. Sowohl im Film wie auch dem vorliegenden Romanthriller arbeitet Rainer Erler diese charakterliche Wandlung sehr überzeugend heraus.

Beate ragt – zumindest in der Buchadaption – deutlich aus den handelnden Personen heraus. Ihre Mutter wirkt wie ein Schatten. Ängstlich, neurotisch. Nur an einer Stelle findet sich ein Hinweis, dass ihr erster Mann durchaus ein Familyentyrann, ein egoistisches Arbeitstier gewesen ist. Ihr Stiefvater ist der schmierige Anwalt, der vor allem kleine Ganoven aus dem Knast herauspaukt. Der sich mit dem Aktenkoffer eines Toten schmückt, in der Hoffnung, dass dessen geschäftlicher Erfolg, vielleicht auch dessen Charisma auf den Winkeladvokaten abfärbt. Geld verdirbt den Charakter. Beate hat ihre Lektion gelernt, aber ihre Verwandten werden dem Schein des Mammons zum Opfer fallen. Wie ihr Vater, der nicht aufgehört hat, dem Geld nachzujagen und früh einem Herzinfarkt erlegen ist.

Der Kontrast zwischen den »Kapitalisten« und ihrer Jetset-Mentalität sowie den Hippies in einer der schönsten, aber auch abgeschieden gelegenen Buchten Lanzarotes könnte nicht größer sein. Beide Gruppen sind von den Schatten ihrer jeweiligen Vergangenheit getrieben. Aber trotz der Repressalien der Polizei haben sie in ihrer Selbstversorgerwirtschaft Frieden gefunden, wobei Rainer Erler weniger auf den esoterischen Gordon, sondern eher auf den später dazu stoßenden Mike

mit seiner Vergangenheit eingeht. Erzählen hilft manchmal. Nicht nur Beate, sondern auch Mike. Rainer Erler lässt die Frage offen, ob Beate einmal wieder nach Lanzarote und dem Lebensstil der Hippies zurückkehren wird. Der Roman endet auf einer (selbst) zufriedenen Note. Grundsätzlich sind es aber die Hippies, die Beate uneigennützig helfen und ihr buchstäblich wie später tragisch den letzten eigenen Poncho schenken. In »Die letzten Ferien« werden gute Taten eher bestraft.

Einige Jahre später wird Rainer Erler verschiedene, aber nicht alle Elemente dieses Thrillers für »Fleisch« übernehmen. Während die Protagonistin in »Fleisch« ihren einheimischen Mann an die Ambulanz verliert und von diesem Moment an alleine auf sich gestellt erscheint, bleibt Beates Freund in Deutschland zurück. Beide Frauen sind mehrmals in Lebensgefahr und können sich nur in größter Not retten. In beiden Romanen bzw. Filmen kommt ihnen aus dem Nichts ein Mann, aber nur als Freund, zu Hilfe. Dabei handelt es sich um Außenseiter. In »Fleisch« der selbstständige Truckfahrer mit polnischen Wurzeln, in »Die letzten Ferien« handelt es sich um eine Kombination aus dem eher komplett in sich gekehrten Gordon und dem deutlich taktisch geschulten Mike. Aber Beate wird nur jeweils entweder oder von den beiden Männern unterstützt. In beiden Romanen ist der finale Angriff die beste Verteidigung.

Der größte Unterschied liegt in der grundlegenden Struktur der beiden Romane. In »Die letzten Ferien« bietet Rainer Erler seiner Beate keine Hilfe von »innen« – den Behörden, der Polizei – an. Beate kann

den Behörden nicht trauen, während es in »Fleisch« schließlich eine Insiderinformation ist, welche die finalen Puzzlestücke zusammenfallen lässt. Daher wirkt »Die letzten Ferien« trotz einer auf den ersten Blick zwar perfiden, aber auch bodenständigen Idee als der belanglosere Thriller, ist aber deutlich paranoider und stringenter aufgebaut als »Fleisch«. Beide Geschichten spielen an Orten, welche die Zuschauer/Leser vor allem als exotisch, paradiesisch, herausfordernd empfinden. Wie Alfred Hitchcock zerrt Rainer Erler das Verbrechen aus dem nebeligen Dunkel der Städte des Film Noir in doppelter Hinsicht ins grelle Tageslicht. Und die Wüsten der USA sowie Lanza-rote sind sich in dieser Hinsicht gleich.

»Die letzten Ferien« ist auch als Roman ein perfider Thriller, bei dem die Gefahren aus dem inneren Kreis allerdings einer dysfunktionalen Familie kommen.

Minutiös geplant und dank einer zufälligen Begegnung auch planbar, scheitert alles ausgerechnet an dem Stoff, hinter dem alle her sind: dem Geld. Mit Profis wäre es so nicht passiert. Das ist eine der ironischen Wendungen, die Rainer Erler in diesem auch heute noch lesenswerten modernen Thriller präsentiert, dem schließlich genretechnisch in dieser Präzision und diesem Zynismus noch sein Abschlussfilm »Die Kaltenbach-Papiere« folgen sollte.

Im Anhang findet sich das nicht verfilmte Drehbuch »Surabaya«. Allerdings basiert es nicht auf dem Roman »Die letzten Ferien«, sondern stellt wie »Spare Parts« im Vergleich zu »Fleisch« eine bedingte Neuinterpretation des ursprünglichen Drehbuches bzw. Films dar.

Sowohl bei dem Remake von »Fleisch« wie auch von »Die letzten Ferien« mit Jutta Speidel in der schon angesprochenen Rolle der Mutter unter dem Titel »Einladung zum Mord« hat Rainer Erler schließlich nicht mitgewirkt.

Auf den ersten Blick ist der größte Unterschied, dass aus Beate jetzt eine Nina wird. Auch einige Namen der Nebenfiguren hat Rainer Erler geändert. Nicht alle, nur einige wenige, eher der Gegenwart angepasst. Beate, Gordon hörte sich wohl zu klischeehaft an.

Die Gründe, möglichst wenig zu ändern, lassen sich an den beiden Drehbüchern sowohl positiv als auch negativ gut erkennen. Die Originalfilme überzeugten nicht nur hinsichtlich ihrer Grundideen, sondern auch den exotischen Schauplätzen – die USA und Lanza-rote – sowie den pointierten Dialogen. Rainer Erler fand anscheinend beide Stoffe derartig gut, dass er bei seinen neuen Drehbüchern zu wenige Veränderungen eingearbeitet hat.

Das von Sat.1 ausgestrahlte Remake »Einladung zum Mord« spielte in Südafrika; Rainer Erlers »Surabaya« in Indonesien. Die Welt ist in den fünfundzwanzig Jahren seit der Erstausrahlung deutlich kleiner worden, die Schauplätze müssen exotischer sein.

Technisch gesehen folgt Rainer Erler aber fast sklavisch seinem ersten Entwurf. Es gibt zu Beginn einmal die Nutzung eines Handys, anschließend fällt diese Möglichkeit komplett weg. Natürlich kann ein Handy beim Mordanschlag verloren gehen, aber die fehlende Nutzung vom Internet – in einem Café eine E-Mail schreiben kommt ebenfalls nicht vor – oder al-

leine der Gedanke, ohne das geliebte kleine Gerät dazustehen, kriecht nicht in die Gedanken der Protagonistin.

Handlungstechnisch folgt Rainer Erler sklavisch seinem ersten Entwurf bis zu den pointierten Dialogen. Das ist grundsätzlich richtig. Wenn etwas nicht zerbrochen ist, sollte man auch nicht versuchen, es zu kleben. Dazu sind »Die letzten Ferien« ein zu überzeugender Stoff.

Direkt im Anschluss an den Roman bedeutet die Lektüre allerdings auch eine teilweise stimulierende Herausforderung. Rainer Erler hat in »Die letzten Ferien« sich als Meister der Subtilität und Doppeldeutigkeit erwiesen. Jeder der schlagkräftigen Dialoge zu Beginn der Urlaubs- und späteren Geschäftsreise lässt sich auf unterschiedliche Art und Weise interpretieren. Das ist teilweise den Protagonisten sogar klar, wenn sie für eine flapsige Bemerkung eine Erklärung suchen. Was beim ersten Betrachten des Films oder Lesen des Buches noch als Zufall abgetan werden kann, erweist sich bei der darauffolgenden Lektüre des Drehbuchs als starker Hinweis auf die verschiedenen Wendungen, die noch folgen sollen.

Inhaltlich nutzt Rainer Erler allerdings alle Szenen aus dem ersten Filme. Dabei wäre Indonesien für Touristen ein deutlich gefährlicherer Spot als Lanzarote, das in den Siebzigerjahren für das deutsche Fernsehpublikum gefährlich und exotisch genug gewesen ist.

Es werden einzelne touristische Plätze besucht und nebenbei streut Rainer Erler ausreichend Informationen in die dramaturgisch weiterhin sehr kompakte und dynamische Handlung – labern ist kein Ding

des Ausnahmefilmemachers – ein, sodass sich der Leser ein ausreichendes Bild machen kann.

Der größte Unterschied ist vielleicht die Herkunft der Gelder, die dieses Mal auf einer amerikanischen Bank liegen. In »Die letzten Ferien« kaufte Ninas Vater billig Land auf der Insel, das später touristisch genutzt worden ist. In »Surabaya« hat er sich an einer Fabrik eingekauft – es bleibt offen, ob das Unternehmen wirklich legal gewesen ist-; die Gewinne gleich in US-Dollar umgewandelt und bei einer amerikanischen Bank vor Ort deponiert.

In »Die letzten Ferien« erfährt der Zuschauer/Leser am Ende, um welche Summe es sich handelt. Bei »Surabaya« bleibt dieser Aspekt im Dunkeln, man kann sich aber vorstellen, dass die Inflation das Geld hat anwachsen lassen.

Alle Actionszenen aus »Die letzten Ferien« finden sich ebenfalls in »Surabaya«. Hier macht es sich Rainer Erler ein wenig zu einfach, in dem er nur den Plot versetzt, aber sich treu bleibt. Natürlich verfügt das Originaldrehbuch über eine Reihe von wunderbaren Szenen wie Ninas Auferstehung von den Toten während des Familienfrühstücks; die lange Sequenz auf dem Meer, wo Nina um ihr Überleben kämpft und schließlich das Finale im heimfliegenden Flugzeug. Szenen, welche dem Leser aus dem Film wie Rainer Erlers deutlich ausführlicheren und deswegen teilweise auch zu bevorzugenden Roman im Gedächtnis bleiben. Aber warum müssen sich alle Sequenzen auch in diesem Remake wiederfinden? Manche vor dem unterschiedlichen kulturellen Hintergrund anders verlaufende Abfolge wäre zu be-

grüßen. Der größte Unterschied ist Ninas Rettung, die in »Die letzten Ferien« auf ein von den Surfern am Strand angefachtes Feuer zu schwimmt; in »Surabaya« von den hinausfahrenden Surfern direkt gerettet wird. In beiden Szenen sind die Beobachter auf Unstimmigkeiten – nur der Mann kehrt zurück – aufmerksam geworden. Im Original agieren sie eher passiv, im Remake deutlich proaktiver. Vielleicht die einzige Szene, die Rainer Erler in der ursprünglichen Konstellation als ungläubwürdig empfunden hat.

Carolyn Hecht hat in ihrem Drehbuch zu »Einladung zum Mord« – der Titel gibt zu viel von der Handlung preis, denn Nina wird ja überraschend von ihren Eltern eingeladen – die Personenkonstellationen verändert und schenkt Ninas Mutter – natürlich auch wegen Jutta Speidels Zusage – mehr Raum. Carolyn Hecht versucht darzustellen, wie die nicht mehr ganz junge Frau in die Abhängigkeit des Anwalts geraten und bereit ist, an der Ermordung ihrer nicht ganz einfachen Tochter mitzuwirken. Ninas Mutter scheint seelisch krank zu sein.

Zusätzlich ist Mike kein Vietnamveteran mehr, sondern aus der Umklammerung seiner Eltern geflohen, die beim amerikanischen Militär in Bremerhaven stationiert worden sind. Seine Leidenschaft für das Schachspiel als Lebenshilfe findet sich auch nicht mehr im neuen Drehbuch.

Auf der Charakterebene verschenkt Rainer Erler in »Surabaya« dieses Potenzial und kopiert die in den Siebzigerjahren entstandenen Figuren inklusive ihrer Marotten einfach. Das ist – kritisch gespro-

chen – zu wenig. Unter diesen Schwächen litt lange Zeit auch das Drehbuch Rainer Erlers zum nicht realisierten Remake zu »Fleisch«. Erst gegen Ende von »Spare Parts« baute der Regisseur einige neue Wendungen ein, die einige Zufälligkeiten des Originals positiv ausgeglichen haben. Dafür sind »Die letzten Ferien« allerdings zu gut, zu perfekt. Es gibt so gut wie nichts zu verbessern und das hat Rainer Erler auch fatalistisch in diesem Drehbuch gemerkt. Daher beziehen sich die Abweichungen auf Ninas/Beates Rettung und die Details bei den Actionszenen. Hier wirkt »Surabaya« ein wenig blutiger, bei den Stunts ein wenig spektakulärer.

Auch die Kommunikation mit den Behörden ist erstaunlich sachlich, auch wenn die Polizei nicht wirklich helfen kann. Lanzarote gehört zu Europa, die Insel ist Europäern vertrauter. Indonesien ist eine gänzlich andere Welt mit anderen Polizeimethoden, mehr Korruption und vielleicht auch anderen Behörden. Aus dieser veränderten Prämisse macht Rainer Erler im Remake zu wenig. Die Polizei ist erstaunlich hilfsbereit; Fragen gibt es so gut wie keine und notfalls erklärt ein Notar eben, wer die Tote ist. Immerhin hat sie ihn einen Tag vorher im Büro besucht. Bei »Fleisch« ist die Idee einer hilflosen Frau in einem fremden Land deutlich präsenter. Vieles wirkt paranoider und weniger glatt. Rainer Erler konzentriert sich vor allem auf den Krimiplot; der Hintergrund ist in diesem Fall inklusive des Besuchs an einem Vulkan austauschbar. Damit soll nicht ausgedrückt werden, dass der Hintergrund langweilig oder fad ist, er wird im vorliegenden Drehbuch einfach nicht effektiv genutzt.

Die Gegenüberstellung der Romanfassung von »Die letzten Ferien« und dem vom ursprünglichen Drehbuch abgeleiteten Manuskript zu »Surabaya« ermöglicht aber doch einen Vergleich hinsichtlich seiner Arbeitsweise. Zumindest bevor die Kameras rollen. Als Drehbuchautor und Regisseur ist Rainer Erler ein Pragmatiker, dem über die Jahre bzw. Jahrzehnte eine perfekte Balance aus Spannung und Exotik, bei vielen Filmen auch politische Kritik gelungen ist. Als Romanautor bei »Fleisch«, »Die letzten Ferien« und auch »Die Kaltenbach-Papiere« konzentriert er sich auf eine andere, auch mahnend kommentierende Art und Weise deutlich mehr auf den Hintergrund seiner Geschichte, in welche er die nicht immer dreidimensional charakterisierten, aber mit pointierten Dialogen ausgestatteten Protagonisten besser integriert.

(Thomas Harbach)

Gabriele Behrend

**CU → WIR SEHEN UNS AUF DER
ANDEREN SEITE**

AndroSF 232, p.machinery, Winnert, Januar 2026, 172 Seiten, ISBN: 978-3-95765-495-3

Erin Richter will sich eine Auszeit gönnen und zu einem Lost Place zurückkehren, den sie früher nur kurz besucht hat. Das Angebot der Firma CU → see you there, das den Platz als virtuellen Ort anbietet, kommt ihr gerade recht. Sie möchte nach dem Ende der toxischen Beziehung zur Ruhe kommen, ihr Leben neu sortieren und einen Neuanfang starten. Dort in der Ruine möchte sie Fotos machen, die ihr den Weg ebnen könnten. Diese Reisen in



eine alternative Welt bietet der Veranstalter auch als Reise zu zweit an. Man bekommt einen Partner an die Seite, mit dem man den Ort erkunden kann. Es kann sich daraus mehr entwickeln, muss es aber nicht.

Was Erin nicht weiß, ist, dass ihr Ex-Partner ihr folgt und sich in diese Welt hackt. Er will sie unbedingt zurückhaben.

Ich habe letztens mit meinem Verleger, der auch der Verleger von Gabriele Behrend ist, über die Romane dieser Autorin gesprochen und wir waren uns einig, was ihr Geheimrezept ist: Sie steckt voller Liebe.

Nicht kitschig, klebrig, liebesromanmäßig, sondern echt und mitfühlend. Wo mich bei vielen Liebesromanen nervt,

dass die Protagonisten nicht miteinander sprechen und so Missverständnisse erst zu Problemen führen, und alles vorhersehbar ist, gibt es so etwas bei dieser Autorin nicht. Sie schafft es sogar, dem Leser den »Bösewicht« nah zu bringen. Sie lässt uns wissen, dass der nur das Beste will und gar nicht merkt, wie übergriffig er ist. Auch die ersten Bande, die sich zwischen Erin und ihrem Reisepartner entwickeln, sind alles andere als klischeehaft und vorhersehbar.

Ihre Protagonisten sind keine perfekten Übermenschen, sondern mit Fehlern, Ängsten und Unsicherheiten belastet und gerade das macht sie so echt und liebenswert.

Der Roman ist mit seinen 172 Seiten recht kurz, aber das bin ich von dieser Autorin schon gewohnt. Wo ich früher manches Mal gesagt habe, dass sie ruhig auch ein paar Seiten mehr hätte füllen dürfen, hat es mich hier nicht gestört, denn alles, was die Autorin sagen wollte, wurde erzählt. Sie bläht die Handlung nicht künstlich auf, verzichtet auf Cliffhanger und weiß den Leser trotzdem zu fesseln.

Obwohl Gabriele Behrend ihre Handlung in ein futuristisches Umfeld bettet und die Technik eine Rolle spielt, sehe ich diesen Roman in erster Linie als Liebesroman, der jenseits der Routinen spielt, die man sonst von dem Genre gewohnt ist.

Als Kind habe ich gerne in Abbruchhäusern oder auf Baustellen gespielt und ich mag die Bilder von Lost Places, insofern hat die Autorin mit ihrem Setting eh einen Nerv bei mir getroffen. Sehr gerne bin ich mit Erin durch das Haus gegangen, war mir der Risiken, die morsche Böden

bieten, bewusst und hatte die Bilder plastisch vor Augen.

Ich kann mich nur wiederholen: Gabriele Behrends Bücher lese ich unheimlich gerne und werde von dieser Autorin nie enttäuscht. Ich kann mich immer richtig in die Welten reinlegen, die sie erschafft. Kann mit ihren Figuren leiden, zittern und mich mit ihnen freuen. Das gelingt längst nicht jedem Autor. Bitte mehr davon!

(Marianne Labisch)



2942-1837



9 783957 655127

COZMIC

JETZT MIT 152 SEITEN PHANTOM COZMIC



COZMIC VOL. 11
NEUE AUSGABE IM MAI 2026
152 SEITEN IN FARBE, HARDCOVER,
ÜBERFORMAT
33 €
ISBN. 978-3-96490-489-6

Kult
COMICS

MEHR INFOS BEI KULTCOMICS.NET

Von Achternbusch... bis Yirgalem

Das „Literaturportal Bayern“
ist die Internetpräsenz für
Literatur in Bayern.

Autorinnen & Autoren,
Themen & Debatten, Events
und vieles mehr!

LITERATUR
PORTALBAYERN
das Blaue vom Himmel

www.literaturportal-bayern.de

BSB Bayerische
Staatsbibliothek
Information in erster Linie